

Das Zweite Jahrhundert

Kirchengeschichtliche Überlegungen zur Lage der STA.-Gemeinden in Deutschland im Kontext der organisatorischen Entwicklung der weltweiten Adventgemeinde¹

von Lothar E. Träder, Darmstadt

Zum Anlass dieses Referats

Vor fast genau 40 Jahren habe ich auf Wunsch einer Gruppe engagierter Adventisten in Stuttgart ein Referat gehalten, von dem ich nicht ahnen konnte, welche Folgen es hatte. Leider hatte es kaum Folgen im beabsichtigten Sinn; denn wie man leicht nachprüfen kann, wurde von den damals vorgetragenen Empfehlungen so gut wie nichts realisiert. Ich werde darauf zurückkommen. Aber es hatte Folgen für mich persönlich und für meine Familie. Etwas salopp formuliert: Meine innergemeindliche Karriere war schon beendet, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Das hatte mir zwar ein ehemaliger Verbandsvorsteher in einem Brief wenige Tage, nachdem ich das Referat gehalten hatte, sehr deutlich angekündigt: „Hast Du übrigens bedacht, welche Folgerungen es für Dich haben kann, wenn Du Dich mit drüben in gewissen Dingen anlegst, die heikler Natur sind ...?“² Er meinte diese Warnung väterlich-wohlwollend. Diese und ähnliche Warnungen habe ich aber wohl nie so ganz ernst genommen. Doch das ist ein anderes Thema. Jedenfalls war ich bei fast allen Vorstehern - und wohl auch bei einigen Gemeindegliedern - in eine bestimmte Schublade geraten und konnte mich nie mehr richtig von diesem Stigma befreien. Da ich damals das Referat in schriftlicher Form allen Vorstehern zugeschickt hatte - in der Hoffnung, es würde die von mir beabsichtigte Wirkung erzielen, das heißt, sie sollten es nicht nur lesen, sondern wenigstens teilweise als

¹Referat, gehalten im Rahmen einer Regionaltagung des AWA in Stuttgart am 14. Januar 2006.

² G. Seng an L.E.Träder, Brief vom 28.11.1965: 2, Privatarchiv.

Handlungsauftrag verstehen! - hatte ich einen regen, aber meist unerfreulichen Schriftverkehr.

Die Einwände und Widerstände betrafen vor allem zwei Themenkreise: 1. Meine Schlussfolgerungen und Empfehlungen seien unrealistisch oder gar falsch und vor allem theologisch gefährlich und 2. meine Ausführungen gehörten nicht in die Öffentlichkeit. Ich will nur ein Beispiel nennen. Drei Monate, nachdem ich das Referat gehalten hatte, schrieb mir im Rahmen einer längeren Korrespondenz einer der damaligen Verbandsvorsteher: „Was Du in Deinem Referat gesagt hast, hätte in einem anderen Kreis vorgetragen werden müssen. Wir wollen unsere Herzen nicht zumauern und ängstlich Gedanken und Ideen hüten, die uns eines Tages die Seele sprengen könnten, nein, es ist gut, wenn in brüderlichem Kreis alles, aber auch alles, offen gesprochen und besprochen werden kann. Ich bekenne mich von ganzem Herzen zu einem solchen Gedankenaustausch. Es tut mir außerordentlich leid, dass Dein Referat jetzt auch in der Ostzone zirkuliert, und wenn man keine Gelegenheit nimmt, mit Dir darüber zu sprechen, wirkt Deine Darstellung gelinde gesagt einfach schockierend.“¹ Ich habe es diesem Bruder abgenommen, dass er wirklich so dachte, aber es hat nie in irgendeinem Gremium mit mir ein Gespräch über den Inhalt dieses Referats gegeben. Der offene Gedankenaustausch im brüderlichen Kreis ist eine Erfahrung, die wahrscheinlich nur einige wenige gemacht haben. Mir ist diese Erfahrung kaum zuteil geworden. Mit Freunden ja, aber nie im Rahmen eines wie auch immer strukturierten offiziellen oder offiziellen Gesprächskreises. - Offensichtlich aber hat sich in dieser Frage vieles geändert. Nachdem ich alle Vorsteher zu dieser Neuauflage des Referats von damals eingeladen hatte - manche hatten auch schon zugesagt - bekam ich die Einladung nach Friedensau, um das Referat im Rahmen einer Vorsteherberatung zu halten. Die Verbandsvorsteher und alle Vereinigungsvorsteher hörten zu, und wir hatten anschließend eine lange, gründliche Diskussion. Ich finde das sehr bemerkenswert und ermutigend und möchte das hier mit Respekt und Dankbarkeit zur Kenntnis geben.

Eine Randbemerkung zum Hinweis auf die „Ostzone“: Als ich später in meiner Funktion als Schulleiter der Marienhöhe Mitglied im Kuratorium von Friedensau war, kam bei meinem ersten Besuch in diesem Gremium in einer Sitzungspause ein Vereinigungsvorsteher zu mir und sagte sinngemäß: Ich freue mich, dich auch persönlich einmal kennen zu lernen. Auf meine etwas erstaunte Frage nach dem Warum kam als Antwort: Ja, wir jungen Prediger haben damals Dein Referat über das Zweite Jahrhundert

¹K.F. Noltze an L.E.Träder, Brief vom 31.03.1966: 1, Privatarchiv.

als Raubkopie von Hand zu Hand gehen lassen und hätten gern mit einem solchen Vordenker Kontakt aufgenommen, aber der Eiserner Vorhang verhinderte das bis vor kurzem. - Jetzt konnte ich die Sorge des Vorstandsvorstehers verstehen. Hier lasen Prediger einen Text, der nicht offiziell war, und niemand aus dem Westen konnte erklärend und vor allem korrigierend eingreifen. Dieses „unglückselige Referat“¹ zirkulierte tatsächlich im Osten und hat wohl - was ich damals nicht ahnen konnte - mit dazu beigetragen, dass sich meine Einladungen in jene Region häuften. Das ausgesprochen gute Verhältnis zu den Gemeinden und Predigern in der ehemaligen DDR hat bis heute angehalten.

Noch eine Bemerkung, weshalb ich heute eine Fortsetzung des damaligen Referats halte. Im Januar 2005 habe ich mit meiner Frau an vielen Tagen lange Spaziergänge am Strand von Agadir gemacht. Da das Meer oft ziemlich aufgewühlt und tosend-laut war, konnten wir uns nicht ständig unterhalten. In meinen Gedanken verlor ich mich damals hin und wieder in die Vergangenheit - wahrscheinlich ein Zeichen des Alters. Dabei fiel mir eines Tages auch das Referat über das Zweite Jahrhundert ein und die daraus resultierenden Folgen. Ich nahm mir vor, dieses Referat nach unserer Rückkehr noch einmal zu lesen. Das tat ich dann auch und war höchst erstaunt über den Inhalt. Fast alle Prognosen hatten sich bewahrheitet! Aber - leider - es war so gut wie nichts realisiert worden.

Vielleicht sollte ich eine Fortsetzung referieren? Meine Frau riet ab. Sie hatte das erste Referat noch in ungunstiger Erinnerung. Warum alles wieder aufwühlen? Aber ich wurde den Gedanken nicht los. Ich wollte ja nicht als Besserwisser auftreten. Ich wollte nicht auflisten, was alles gemacht hätten werden sollen, und wie viel besser vielleicht manches gelaufen wäre. Nicht Häme oder gar Schadenfreude sollte aufblitzen. Ich verfolgte gedanklich ein anderes Anliegen. Wenn damals so gut wie keine Empfehlung realisiert worden ist, warum muss es denn diesmal genau so sein? Jetzt hat eine andere Vorstergeneration das Sagen. Vielleicht sind sie kompetenter für ihre Aufgabe ausgebildet? Vielleicht ist die Zeit reif für notwendige Veränderungen? Vielleicht bedarf es nur eines kräftigen Anstoßes? Gerade der Zeitfaktor erwies sich generell bei vielen meiner Vorstöße und Anregungen als Problem. Es dauerte oft viele Jahre, bis die Einsicht bei den Spitzen der Administration gereift war, dass Entscheidungen fielen. Nicht nur, „wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“, sondern es gilt wohl auch „wer zu früh kommt, wird bestraft“.

¹Ebd.: 1.

Das Thema ist nicht nur für Vorsteher und Prediger von Interesse, sondern auch ein Anliegen der Gesamtgemeinde. Deshalb der Rahmen des AWA und die Einladung an alle am Thema Interessierte. Da die Verantwortungsträger unserer Gemeinschaft vorab informiert worden sind, dürfte diesmal wenigstens der Vorwurf des falschen Publikums entfallen. Unangenehme Folgen für mich sind diesmal auch nicht zu befürchten, zumal mir Herbert Stöger, seinerzeit Jugendsekretär der Südeuropäischen Division, in einem Brief an Joachim Hildebrandt, damals Jugendsekretär der Mitteleuropäischen Division, bescheinigte: „Wenn ich ihn (Dr. Träder) ab nun durchaus mit Respekt der Schwergewichtsklasse der Gemütsathleten zuordne, deren Stand- und Nehmvermögen mehr denn erstaunlich ist ...“¹ Dieses Stehvermögen hat mich nie verlassen – vielleicht benötige ich es ja auch heute wieder?!

Ich setze die Kenntnis des 1. Stuttgarter Referats nicht voraus; deshalb werde ich hin und wieder daraus wörtlich zitieren, um den Zusammenhang herzustellen. Das bedeutet: Ich werde mich auch in etwa an die dort vorgegebenen Themen halten, sie allerdings um einiges erweitern.

Bevor ich den 1. Hauptteil beginne, möchte ich vier wichtige Einschränkungen machen:

1. Ich formuliere hier zunächst als *Privatperson*. Für alle Aussagen gilt: Ich bin weder von einem Ausschuss noch von irgendeiner Dienststelle zu diesem Referat autorisiert. Ihr hört also meine persönliche Meinung.
2. Ich formuliere als *Kirchenhistoriker*. In den Jahrzehnten meiner Lehrtätigkeit habe ich mich immer wieder speziell mit dem 1. und 2. Jahrhundert einer christlichen Bewegung beschäftigt. Ich denke, dass meine Thesen - bezogen auf die Geschichte - wissenschaftlich einwandfrei sind.
3. Ich formuliere als langjähriger *Mitarbeiter der Gemeinschaft* in Deutschland. Meine Ausbildung als Lehrer und Prediger hat dazu geführt, dass ich nicht nur viele Gemeinden in ganz Deutschland - von Hamburg bis München und von Dresden bis Saarbrücken - besucht und kennen gelernt habe, sondern auch Ausschussarbeit auf allen Ebenen (Gemeindeausschuss, Vereinigungsausschuss, Verbandsausschuss, Divisionsausschuss) erlebt habe. Ich lernte viele Personen kennen, konnte Kontakte knüpfen und war somit in der

¹Brief vom 07.07.1969 von Dr. H. Stöger an J. Hildebrandt, Privatarchiv.

Lage, auch die Innensicht der Gemeinschaft kennen zu lernen. Dadurch wurden mir auch Interna vertraut und anvertraut.

4. Ich formuliere aber auch als gläubiges *Gemeindeglied*. Ich bin trotz aller Erfahrungen und auch wegen mancher Erfahrung Adventist geworden und bis heute geblieben, wenn ich auch manchmal gedacht habe: Man muss diese Gemeinde schon sehr lieben, um den Unfug, der manchmal und mancherorts Gestalt gewinnt, in Geduld zu ertragen.

Natürlich bin ich nie nur das Eine, sondern immer werden alle vier Aspekte mitschwingen. Das erfordert vom Hörer (Leser) Nachsicht; denn selbst wenn ich eine These „nur“ als Kirchenhistoriker formuliere, schwingen doch die drei anderen Erfahrungswelten meiner Person mit. Ich kann eben nicht die Tatsache völlig ausblenden, dass ich zum Beispiel jahrzehntelang Mitarbeiter der Gemeinschaft war - mit allen Höhen und Tiefen!

Hauptteil

In diesem Kapitel werde ich einige Empfehlungen, die ich vor 40 Jahren als Schlussfolgerungen aus den kirchengeschichtlichen Einsichten vorgebracht habe, auf den Prüfstand stellen. Dabei werde ich mich gliederungsmäßig an die Vorlage halten, aber nicht in der Reihenfolge.

Bevor ich damit beginne, möchte ich eine Grundthese formulieren, die ich seinerzeit nicht so deutlich ausgesprochen habe - auf dieser These aber basiert das ganze Referat:

Die Gemeinschaft der S.-T.-Adventisten verhält sich auf fast allen Gebieten genau so wie eine typische christliche Bewegung in ihren kirchengeschichtlichen Entwicklungsstadien.

Damals habe ich etwas vorsichtiger formuliert: „Ich glaube, dass auch uns eine gründliche, vorurteilsfreie Geschichtsbetrachtung dazu verhelfen kann, gewisse Entwicklungsvorgänge abzukürzen, voraussehbare Fehler zu vermeiden, notwendige Neuformierungen schneller zu finden.“¹ Stellvertretend für viele Zuschriften, zitiere ich aus dem Brief eines Vereinigungsvorstehers: „Auch wenn heute manche Mängel zutage treten, sind wir nicht eine Kirche unter anderen, sondern die Gemeinde Gottes und al-

¹L.E. Träder, „Das zweite Jahrhundert“, Referat vom 20.11.1965.

leinige Trägerin der letzten Gnadenbotschaft Gottes an die Welt.“¹ In diese theologische Situation hinein, und eine solche Stimme war damals kein Einzelfall, habe ich 1965 formuliert.

Es wäre aber fatal, würde jemand meinen, diese innergemeindliche Sicht der Kirchengeschichte sei Vergangenheit. Der von mir sonst sehr geschätzte Kollege George Knight vertritt einen fast identischen Standpunkt, wie er im Briefzitat deutlich wurde. Anlässlich einer Predigertagung auf der Marienhöhe hat er sich in einem Referat sinngemäß wie folgt geäußert (der genaue Wortlaut liegt mir nicht vor, aber ich war selbst zugegen): ‚Es gibt eine Vielzahl von identischen Entwicklungen sowohl in der frühen Kirche als auch in der Adventgemeinde. Aber da wir Gottes besonderes Volk sind, unterliegen wir nicht den Gesetzmäßigkeiten der Kirchengeschichte.‘

Man kann sich jetzt streiten, ob wir den Gesetzmäßigkeiten unterliegen, immer oder nur manchmal, oder ob wir ganz eigenen Gesetzen folgen. Ich denke, es gehört zur wissenschaftlichen Redlichkeit, wenn ich meinen Standpunkt deutlich und konkret formuliere. Deshalb die vorhin benannte Grundthese. Diese These schließt ja nicht aus, dass Gott immer und überall korrigierend eingreifen kann und auch eingreift. Wenn ich als Historiker die vielen Parallelen sehe und beschreibe, dann hoffe ich gleichzeitig als Gläubiger, dass Gott eingreifen möge. Aber in diesem Referat geht es nicht um das mögliche Eingreifen Gottes, darum können wir nur beten und darauf können wir nur hoffen, sondern es geht um den Part, den wir Menschen leisten können, sollen, müssen.

In Deutschland, in Europa und in den USA durchlebt die Adventgemeinde ihr 2. Jahrhundert. Allein diese Aussage hat weitreichende Konsequenzen; denn vieles, was wir in Afrika, Südamerika und Asien innerhalb der Adventgemeinden beobachten, lässt sich oft nur dadurch erklären, dass diese Gemeinden erst ihr 1. Jahrhundert durchleben. Im 1. Jahrhundert zeichnet sich eine christliche Bewegung zum Beispiel durch eine große Begeisterung für die Mission aus. So war das auch einmal in Europa. Aber im 2. Jahrhundert gelten andere Prioritäten. Ich werde darauf zurückkommen.

1965 habe ich über *die Organisation, die Gemeinden, die Prediger, die Lehre und die Mission* gesprochen. Beginnen wir mit den Predigern; denn hier haben sich meine damaligen Empfehlungen inzwischen weitgehend realisiert und mit diesem positiven Beispiel möchte ich beginnen.

¹Karl Köhler, Brief an L.E. Träder v. 21.03.1966: 2, Privataarchiv.

1. Die Prediger

1965 habe ich formuliert: „Soll der Beruf anziehender gestaltet werden - und das ist meine Forderung (im 2. Jh. helfen Appelle an den Missionsgeist wenig) - muss der Prediger eine sozial erstrebenswerte Stellung einnehmen. Die kann er aber nur erringen bei einer besseren Ausbildung, als sie nach dem heutigen System möglich ist. Dass eine bessere und längere Ausbildung auch eine neue Besoldungsskala erfordert, versteht sich wohl von selbst.“¹

Was ist inzwischen geschehen und was müsste noch geschehen?

- Die Leitung der Gemeinschaft in Deutschland hat - mit Zustimmung der EUD - eine historisch einmalige Chance ergriffen und die Predigerausbildung auf universitäres Niveau gehoben. Der Glücksfall trat ein, als sich in der letzten Phase der DDR die Möglichkeit einer Anerkennung Friedensaus als private Theologische Hochschule bot. Mutige, weit blickende Männer haben die Gelegenheit genutzt. In Friedensau können junge Männer und Frauen ein theologisches Studium mit einem staatlich anerkannten akademischen Grad abschließen. Damit ist meiner damaligen Forderung nach einem höheren Ausbildungsniveau entsprochen. Ob wir dadurch allgemein bessere Prediger erhalten, ist eine ganz andere Frage; denn das hängt eben nicht nur von der Ausbildung ab, sondern auch weitgehend von denen, die sich zur Ausbildung melden. Aber die Voraussetzungen für einen qualifizierten Predigerstand sind gegeben.

- Leider hat sich in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum eine unglückselige Spaltung vertieft. Es gab immer schon unterschiedliche Schwerpunkte im Frömmigkeitsstil der Gläubigen. Manchmal waren diese Unterschiede auch in Lehrfragen zu spüren. Aber wir konnten im Allgemeinen gut damit leben. Das ist jetzt anders geworden. Eine Radikalisierung hat stattgefunden. Und ausgerechnet die theologischen Ausbildungsstätten zeichnen hierfür mitverantwortlich. - Es gab im deutschsprachigen Raum vier Seminare für die Predigerausbildung: Friedensau, Neandertal, Marienhöhe und Bogenhofen. Zuerst wurden Neandertal und Marienhöhe zusammengelegt. Die Spaltung Deutschlands verhinderte eine weitergehende Konzentration. Nach der deutschen Vereinigung musste die Frage entschieden werden: Brauchen wir zwei Ausbildungsstätten für Prediger in Deutschland? Um die Antwort wurde hart gerungen. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, dass für mich nur eine Zusammenlegung sinnvoll erscheint. Und wenn Zusammenlegung, dann sollten die Marienhöher nach

¹L.E. Träder, a.a.O.

Friedensau gehen. So ist dann ja auch letztlich entschieden worden. Für meine Auffassung war nicht die Tatsache ausschlaggebend, dass Friedensau jetzt eine staatlich anerkannte Hochschule war - das war ein erfreuliches Zusatzargument -, sondern die Einsicht, dass sich Marienhöhe im allgemeinen Bildungssektor in den nächsten Jahren deutlich verbreitern müsse, um den Anschluss an die allgemeine Entwicklung nicht zu verpassen. Ich will mich hier nicht weiter verbreitern, aber die Entwicklung sowohl in Friedensau als auch auf der Marienhöhe hat meine Argumente vollauf bestätigt. - Aber es bleibt eine weitere Zusammenlegung auf der Tagesordnung. Ich habe mehr als einmal in Sitzungen auch die Zusammenlegung der beiden restlichen Predigerausbildungsstätten für den deutschsprachigen Raum empfohlen: Bogenhofen und Friedensau. Dafür gibt es meines Erachtens zwei gravierende Gründe:

1. *Der finanzielle Aspekt*

Es ist nicht einzusehen, warum zum Beispiel ein Alttestamentler in Bogenhofen sechs Studenten im Kurs sitzen hat und der Kollege in Friedensau unterrichtet auch sechs Kandidaten. Ein Dozent könnte ohne Probleme auch 12 Studenten unterrichten. Eine zahlenmäßig so kleine Gruppe, wie es die Adventisten in Deutschland, der Schweiz und Österreich sind, kann sich eigentlich nicht zwei Ausbildungsstätten für ihre Prediger leisten. Hier wird meiner Meinung nach unverantwortlich mit dem Geld der Gemeindeglieder umgegangen. Sicherlich in guter Absicht, aber eben doch rational nicht nachvollziehbar. Aber bei dieser Frage geht es letztlich nicht ums Geld; denn es gibt einen gewichtigeren Grund:

2. *Der theologische Aspekt*

Ich plaudere kein Geheimnis aus, wenn ich sage, dass sich Bogenhofen als Hort der Rechtgläubigkeit sieht und dass bestimmte Gruppen - auch in den Gemeinden - Friedensau theologisch als zu liberal einstufen. Ich nehme hier jetzt nicht als Theologe oder als Gemeindeglied Stellung, sondern als Kirchenhistoriker, und da ist diese „Spaltung“ völlig normal. Im 2. Jahrhundert entstehen theologische „Schulen“, das heißt es werden an verschiedenen Hochschulen unterschiedliche Gedankengebäude entwickelt. Meist hängt das von herausragenden Lehrern ab. Der Student konnte sich also aussuchen, zu welchem Lehrer er gehen wollte, und ging dementsprechend in eine bestimmte Stadt und immatrikulierte an einer bestimmten Hochschule. Diese schöne Möglichkeit aber haben wir nicht. Völlig unabhängig davon, ob die Etikettierung der beiden Schulen stimmt oder nicht, die Beschlusslage sieht heute so aus, dass ein Kandidat, wenn er in

Deutschland Prediger sein will, seinen Studienabschluss in Friedensau machen muss, ganz gleich, wie viele Semester er in Bogenhofen absolviert hat. Wie lange diese Beschlusslage durchzuhalten ist, wird sich zeigen. Sie beginnt offensichtlich schon zu bröckeln.

Ich plädiere für ein anderes Modell. Es ist für alle Adventgemeinden im deutschsprachigen Raum ein unerträgliches Ärgernis, dass - ausgehend von den beiden Ausbildungsstätten - eine gefährliche Polarisierung stattfindet. Würden wir es so weiterlaufen lassen, hätten die Vorsteher und Ausschüsse in naher Zukunft große Schwierigkeiten bei Predigerversetzungen. Die Gemeinden würden zunehmend fragen: Wo ist er ausgebildet worden? Heißt die Antwort Bogenhofen, kommen bestimmte Gemeinden in Deutschland für ihn nicht mehr in Frage. Das gleiche gilt umgekehrt für einen Absolventen aus Friedensau. - Hätten wir mehr Gemeindeglieder und damit mehr Gemeinden, die versorgt werden müssten, dann wäre die unterschiedliche Ausbildung kein Problem; denn es gibt ja auch Gemeinden mit sehr unterschiedlichen theologischen Grundströmungen. Würden wir offen vom lutherischen Adventismus im Osten und Norden Deutschlands sprechen und von der Konventikelfrömmigkeit im Rheinland, vom pietistisch geprägten Adventismus in Württemberg und vom kryptokatholischen Adventismus in Bayern, dann wäre vieles leichter. Vor allem dann, wenn alle Gruppen der jeweils anderen nicht den Glauben absprechen würden.

In meinem Modell gibt es nicht nur aus finanziellen Gründen nur eine Ausbildungsstätte für den deutschsprachigen Raum, sondern auch und besonders aus theologischen Gründen. Man stelle sich vor, die Lehrer beider Schulen bilden ein Kollegium! Wie viele Möglichkeiten des Gedankenaustauschs und der gegenseitigen wissenschaftlich-geistlichen Förderung entstünden! Die Studenten lernen unterschiedliche Standpunkte kennen - wobei ich die berechtigte Vermutung habe, dass die Unterschiede sich nicht auf Kernlehren der Adventgemeinde beziehen! Bei einer Ausbildungsstätte entfele dieser unsägliche Dualismus, dieses völlig unberechtigte, manchmal hochmütig wirkende Abqualifizieren des theologischen „Gegners“. Die Gräben sind so tief geworden, dass ein Angebot der Friedensauer Lehrer, zu Gastvorlesungen nach Bogenhofen zu kommen, von dort abgelehnt wurde. Man wollte sich gegenseitig besser kennen lernen, aber die Ablehnung geschah aus „Verantwortungsgefühl“. Offensichtlich wurden die Friedensauer Dozenten als theologisch so gefährlich eingestuft, dass die Bogenhofener Studenten vor diesem verderblichen Einfluss bewahrt werden mussten.

Natürlich ist meine Auffassung - auch wenn ich sie bisher nur in Ausschüssen geäußert habe - sehr schnell auch in Österreich bekannt geworden. Bei Anfragen - auch im offiziellen Briefwechsel mit der Österreichischen Union - habe ich immer großen Wert auf die folgende Unterscheidung gelegt: Ich empfehle nicht das völlige Schließen der Schule Bogenhofen, sondern lediglich die Verlagerung der Predigerausbildung. In Bogenhofen könnte dann - ähnlich wie es auf der Marienhöhe funktioniert hat - die Allgemeinbildung verstärkt und differenziert werden. Als das Predigerseminar von Darmstadt nach Friedensau ging, konnte ich zum Beispiel endlich auf der Marienhöhe auch eine Realschule eröffnen. Auch in Bogenhofen wären sicherlich weitere Lehrgänge im beruflichen Bildungsweg wünschenswert. So viel zu den Ausbildungsstätten für Prediger.

Es gibt aber im 2. Jahrhundert einer religiösen Bewegung noch einen anderen Aspekt, wenn ich über den Status eines Predigers spreche. 1965 habe ich diesen Aspekt nur in der Diskussion gestreift. Es geht um eine behutsame Differenzierung der hauptamtlichen Mitarbeiter. Die Kirchengeschichte zeigt uns, dass der Stand des Geistlichen nach und nach ergänzt wird durch fachlich geschulte Spezialisten. Meist gehörten sie dem niederen Klerus an. Für uns als Gemeinschaft bedeutet das: Wir sollten stärker als bisher diesen Weg der Spezialisierung gehen. Konkret: Ein „Volltheologe“ - also jemand, der eine abgeschlossene Hochschulausbildung (mit Graecum und Hebraicum) hat, betreut einen Großbezirk. Er ist für die Amtshandlungen (Trauungen, Taufen, Beerdigungen, Abendmahlsfeiern) zuständig. Ihm obliegt in erster Linie der offizielle Verkündigungsauftrag. Ihm zur Seite stehen „Diakone“, die speziell ausgebildet sind für: Eheberatung, Altenbetreuung, Jugendarbeit, Pfadfinderarbeit, Studentenarbeit et cetera. In welchem zahlenmäßigen Verhältnis wir hier denken sollten, kann ich nicht abschätzen. Auch kann ich keine Aussagen machen über die anzustrebende Dichte dieser Differenzierung. Das hängt nicht nur vom Geld ab. Dass hier schon erste Schritte unternommen sind, stelle ich mit Befriedigung fest. Aber es ist erst ein Anfang.

Ich möchte diesen Teilaspekt zum Stichwort „Prediger“ noch etwas verschärfen. Wir sind uns wohl einig in der Feststellung, dass das Berufsbild des adventistischen Predigers in eine tiefe Krise geraten ist. Wir haben zu wenige und zu wenig gute Prediger. Es ist sicherlich in den dafür zuständigen Ausschüssen schon intensiv darüber gesprochen worden. Noch sehe ich aber keinen Lichtstreifen am Horizont. Im Gegenteil: Die Anzahl nimmt weiter ab, das heißt, immer mehr Gemeinden sind auf sich allein gestellt. (Manche empfinden das übrigens nicht mehr als Nachteil!) Ich kann hier nur als Kirchenhistoriker sprechen. Viele kleine Anzeichen zei-

gen mir, dass auf allen Ebenen die Gesetzmäßigkeiten der Kirchengeschichte greifen, und zwar in eine bestimmte Richtung. Zum Beispiel: viele Prediger wollen nicht mehr „Prediger“ heißen, sie nennen sich auf ihren Visitenkarten durchweg „Pastor“. Das Image der Sekte soll verschwinden. In einer öffentlichen Veranstaltung, es war ein klassisches Konzert, wurde der anwesende Vereinigungsvorsteher vom begrüßenden Pastor als quasi „Bischof“ unserer Kirche vorgestellt. Der „Missionsdirektor“, der sich noch bis in die 60er Jahre auf öffentlichen Vortragseinladungen hielt, soll abgelöst werden. Wodurch? Vereinigungsvorsteher oder gar Verbandsvorsteher gehören nicht in das religiöse Vokabular. Also? Bischof - Erzbischof? Wir schmunzeln, aber dass wir darüber nachdenken, also offensichtlich ein Manko empfinden, zeigt mir, auf welchem Weg und vor allem wie weit wir auf diesem Weg schon sind. Ich mache hier keine konkreten Vorschläge, aber wir spüren, dass wir auf dem Weg der Verkirklichung tüchtig vorankommen. Dazu später weiteres.

Um dieses Kapitel des Referats pointiert zu schließen:

- a) Meine Empfehlung von 1965 nach einer qualifizierten, wissenschaftlichen *Ausbildung für Prediger* hat sich dank eines glücklichen politischen Machtwechsels und dank des Mutes einiger leitender Brüder realisiert.
- b) Die bestehende und immer noch zunehmende *theologische Polarisierung* im deutschsprachigen Raum hat eine Ursache in der Existenz zweier Ausbildungsstätten - nicht nur, aber auch. Aus finanziellen und gemeindepolitischen Gründen ist die Zusammenlegung von Friedensau und Bogenhofen als theologische Ausbildungsstätte anzustreben. Dieser Zusammenschluss kann nicht mehr lange verzögert werden, ohne großen Schaden in den Adventgemeinden anzurichten.
- c) Der *Predigerstand* sollte noch stärker als bisher *differenziert* werden. Nicht alle hauptamtlichen Mitarbeiter benötigen eine volle theologische Ausbildung. Auch spezielle Studien- und Ausbildungsgänge qualifizieren zum Dienst in der Gemeinschaft.

2. Die Lehre

1965 habe ich mich bei diesem Stichwort hauptsächlich mit der Entstehung von Sonderlehren beschäftigt. Das ist typisch für eine christliche Bewegung im 2. Jahrhundert. Als Beispiel nannte ich den Vegetarismus. Meine Forderung damals: „Die Gemeinschaftsleitung in Deutschland sollte diese und ähnliche Lehrpunkte offiziell aus dem adventistischen Lehr-

gebäude herausnehmen.“¹ Das zu erwarten war zwar naiv, vielleicht auch gefährlich zu fordern, aber inzwischen ist ja das Gegenteil eingetreten. Unsere lehrmäßigen Grundsätze nähern sich immer mehr dem katholischen Dogmenbegriff. In meiner Privatbibliothek habe ich einige Exemplare des Gemeindehandbuchs mit verschiedenem Erscheinungsjahr. Die unterschiedlichen Ausgaben zeichnen sich durch eine Tatsache aus: Sie wurden immer dicker! Das letzte Beispiel dieser Entwicklung ist das Buch *Was Adventisten glauben*. Hier wird auf 569 (!) Seiten erklärt, was der fromme Adventist zu glauben und wie er zu leben hat. Die Pharisäer zur Zeit Jesu hätten ihre helle Freude an diesem Buch. Zum Glück findet sich in der Einleitung der Satz: „Dieses Buch ist kein offizielles Dokument der Gemeinschaftsleitung ...“² Wozu es eigentlich dienen soll, ist mir nicht ganz klar. Es zeigt aber eine gefährliche Tendenz, und die ist typisch für das 2. Jahrhundert: Die Ausformulierung der Lehre wird immer differenzierter. Die Reglementierung des Alltags nimmt Katalogformen an. Natürlich können nicht alle Richtungen in der Gemeinde befriedigt werden. Daraus resultieren dann die Splitter- und Sondergruppen - manche noch in der Gemeinde, manche schon abgespalten. Die immer stärker werdende Dogmatisierung begünstigt das Entstehen von Abspaltungen. Auch in dieser Hinsicht folgt die Adventgemeinde den Gesetzmäßigkeiten der Kirchengeschichte.

Wenn meine Erwartungen von 1965 auch enttäuscht worden sind - die Lehrpunkte haben sich nicht verringert, sondern im Gegenteil vermehrt³ -, ist doch von einer positiven Tendenz zu berichten. Seit einigen Jahren halte ich in den Gemeinden - wenn dieses Thema gewünscht wird - ein Referat, in dem ich die Unterscheidung von Rand- und Kernlehren begründe.⁴ Das alltägliche Leben fast aller Adventisten zeigt diese Unterscheidung. Die Teilhabe an der Kultur erhält nicht den gleichen Stellenwert wie zum Beispiel die biblische Lehre von der Wiederkunft Christi. Innerhalb des Lehrgebäudes praktizieren die Gläubigen wertende Abstufungen, während die offizielle Doktrin immer noch von einer Gleichwertigkeit aller 28 Lehrpunkte ausgeht. Aber es gibt Hoffnung. So hat eine große Vereinigung einen Text verabschiedet, in dem den Geschwistern eine neue Per-

¹L.E. Träder, a. a .O.

²*Was Adventisten glauben*, Advent Verlag, Lüneburg 1996: 10.

³Siehe den auf der Vollversammlung der Generalkonferenz in St. Louis (30.06.-09.07.2005) neu eingefügten Artikel 11 der nun 28 Glaubenspunkte.

⁴L.E. Träder, „Die adventistische Lehre der hierarchia veritatum“, als Ms. vorhanden.

spektive angeboten wird.¹ Es werden zwar nicht die Begriffe Kern- und Randlehren benutzt, aber in der Sache läuft es darauf hinaus. Der allgemeine Grundsatz heißt dann in Zukunft: In den Kernlehren ist Einheit nötig - in den Randlehren ist Vielfalt möglich! Nur so lässt sich die viel beschworene Einheit in der Vielfalt sichern. Aber die Gemeinschaftsleitung muss sich endlich offiziell zu dieser Unterscheidung durchringen. Sie hat es dann auch in der Hand, die Kern- und die Randlehren zu definieren. Sonst überlässt sie das einem einzelnen Referenten oder gar jedem einzelnen Gläubigen. Ob das dann gut geht?

Aber auch in der Lehre lässt sich eine Tendenz zweifelsfrei nachweisen: Es ist die Tendenz zur Verkirchlichung. Noch sträuben wir uns, die 28 Lehrpunkte als Dogmen zu bezeichnen. Noch sind sie es auch nicht, aber die Tendenz geht eindeutig in diese Richtung. Wer das dicke Handbuch zum Verständnis der adventistischen Glaubenslehren durchliest, kann keinen anderen Schluss ziehen.

Und wie sieht der Gemeindealltag aus? Genau wie es bei wachsender Verkirchlichung zu erwarten ist: Die Lehraussagen sind eine Sache, das Leben der Gläubigen eine andere. Wir sind alle Sünder, aber im 2. Jahrhundert fällt uns das Sündigen leichter. Die Lehre wird immer differenzierter und damit juristischer. Und das bedeutet im Klartext: Jeder kann über die Schwere seines Falles verhandeln - mit sich, mit der Gemeinde, mit Gott. Diese pharisäische Haltung findet sich zunehmend in unseren Gemeinden und erfordert eine Schiedsstelle. Der Ruf nach verbindlicher Auslegung der Lehre wird damit lauter und die Gemeinschaftsleitung wird sich überlegen müssen, wie sie diesem Bedürfnis entsprechen kann. Beim Stichwort „Organisation“ werde ich mich dazu äußern.

Ich fasse das 2. Kapitel des Hauptteils pointiert zusammen:

- a) Wie im 2. Jahrhundert üblich, nimmt die Neigung, Lehraussagen zu *dogmatisieren*, deutlich zu.
- b) Das gleiche gilt für die *Ausweitung* der verbindlichen Ratschläge auf immer mehr Bereiche des Lebens.
- c) Um die Einheit zu bewahren gilt es, die im 2. Jahrhundert stärker werdende Neigung zu *Abspaltungen* dadurch zu verringern, dass der Freiheitsraum des Einzelnen vergrößert wird.

¹„Glauben im Zentrum“: Der Vereinigungsausschuss der Mitteldeutschen Vereinigung beschreibt unseren Glauben als lebendiges Ganzes. Beschlossen und veröffentlicht 2005.

d) Ein wichtiges Mittel dazu ist die offizielle Unterscheidung von *Kern- und Randlehren*. Dadurch bleibt die Einheit in der Vielfalt gewahrt.

Im übrigen lehrt die Kirchengeschichte, dass im 2. Jahrhundert die Lehre einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen wird. Auch das erleben wir, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität und unterschiedlichen Folgen. Hierauf einzugehen, würde aber den Rahmen dieses Referats sprengen. Nur einen Aspekt möchte ich doch noch erwähnen. Jeder Theologe lehrt nicht nur das, was er im stillen Kämmerlein erforscht hat, sondern er ist auch geprägt durch das kulturelle Umfeld, in dem er aufgewachsen ist, in dem er lebt. Viele theologische Weiterentwicklungen der adventistischen Lehre sind von den Professoren der Andrews Universität bewirkt worden. Sie war und ist teilweise bis heute das theologische Zentrum der weltweiten Adventgemeinde. Die Lehrstuhlinhaber waren bis vor kurzem vorwiegend Europäer (Hasel, Dederen, La Rondell). Sie kannten sich aus zum Beispiel im Lutherischen Adventismus. Sie standen fest auf dem Boden und in der Tradition der Reformation. Wie wird sich die Lehre entwickeln, wenn zum Beispiel immer mehr Dozenten aus Gebieten stammen, die mehrheitlich katholisch geprägt sind? Auch in Süd- und Mittelamerika gibt es kluge Köpfe, die sich als Lehrstuhlkandidaten für die Andrews Universität empfehlen. Ich wage hier die Prognose, dass es zumindest in den westeuropäischen und nordamerikanischen Gemeinden zu Spannungen und Unruhe kommen wird. Es sei denn - und auch darüber werde ich unter dem Stichwort „Organisation“ einiges ausführen -, dass wir hier völlig neue Wege gehen.

Das letzte Wort zum Thema „Lehre“ ist ein seelsorgerlich-theologisches Anliegen. Wie die meisten von euch wissen, beschäftigt mich sehr stark die immer größer werdende Zahl der ehemaligen Adventisten und die große Zahl der „Randsiedler“. In den nächsten Jahren werden viele die Gemeinde verlassen. Diese Prognose drängt sich mir auf durch viele intensive seelsorgerliche Gespräche. In den Gesprächen mit Betroffenen drängt sich mir allerdings immer stärker ein anderer Gedanke auf, der mit der Anzahl unserer Glaubensartikel zusammenhängt. Gottfried Oosterwal, einer unserer führenden Missionstheologen und praktizierender Missionar hat mir einmal in einem privaten Gespräch erläutert, dass zum Beispiel die Anzahl der Glaubenspunkte, die ein afrikanischer Taufaspirant bejahen müsse, bei etwa vier bis maximal fünf liege. Mehr würde er - als jemand, der aus dem so genannten Heidentum kommt - vorerst gar nicht verstehen. Erst nach und nach würde ein solcher getaufter Adventist in die weiteren Glaubenslehren unserer Gemeinschaft eingeweiht.

Und wir hier in Deutschland? Wir leben in einer durch und durch säkularen Gesellschaft. Wenn ich im Religionsunterricht einer Obertertia die Jugendlichen aufforderte, eine Bibel mitzubringen, und ich sie dann bat, zum Beispiel einen Text aus dem Buch Sacharja aufzuschlagen, dachten die meisten eher an ein Waschmittel als an einen alttestamentlichen Propheten. Noch schärfer dürfte sich die Situation in den neuen Bundesländern darstellen. Wer in einem atheistischen Umfeld groß geworden ist, sollte seine Taufentscheidung auch mit der Kenntnis von nur circa zehn Glaubensartikeln unserer Gemeinschaft realisieren können. Und eine ähnliche Vorgehensweise empfehle ich für die meisten Rückkehrwilligen. Machen wir die Schwelle für sie nicht zu hoch!

3. Die Mission

Unter diesem Stichwort habe ich 1965 die Empfehlung gegeben, stärker die karitativen und pädagogischen Möglichkeiten für die Verkündigung zu nutzen. Ausgehend von der kirchengeschichtlichen Tatsache, dass der Missionseifer im 2. Jahrhundert deutlich abnimmt, muss eine religiöse Bewegung andere Möglichkeiten der Verkündigung suchen. Natürlich wird weiter mit Wort und Schrift evangelisiert, aber weniger durch direkte Ansprache, sondern mehr durch geeignete Mittel, und die sind eben im 2. Jahrhundert anderer Natur. Unsere Gemeinschaft hat das - dank der zukunftsweisenden Empfehlungen durch E.G. White - schon sehr früh erkannt.

Bleiben wir in Deutschland. Schon bald nach Gründung der STA wurde dieser Weg geplant und beschritten: Schulen, ein Krankenhaus, Gesundheitswerk, Altenheim, Erholungsheim, Verlag - vieles war schon in der Anfangsphase vorhanden. Diese gute Entwicklung brach mit dem Ausscheiden von L.R. Conradi ab. Die Ratschläge E.G. Whites wurden vernachlässigt. Das sollte sich bald rächen; denn auch das Gliederwachstum verlangsamte sich und brach bald ebenso ab. Zwar gab es nach dem 2. Weltkrieg eine kurze Phase starken Wachstums, aber die war mehr durch die Care-Pakete aus den USA bewirkt als durch die Botschaft des Evangeliums. Ich habe das in den Berliner Gemeinden selbst miterlebt. Auch fast alle folgenden Pläne - meist von US-amerikanischen Evangelisten nach Europa exportiert - brachten keine wesentliche Besserung.

Der von mir damals empfohlene Weg wurde nicht beschritten. Das Gegenteil trat ein. Es gab in den Dienststellen kaum Überlegungen, die Mittel der Verkündigung zu verändern, und unter dem Stichwort „Mittel“ meine ich nicht primär Geldmittel. Der Wert der Verkündigung zum Bei-

spiel durch Schule und Krankenhaus wurde und wird kaum gesehen. Wie anders ist es zu erklären, dass beispielsweise der Ärztliche Direktor in „Waldfriede“ jetzt ein Nicht-Adventist ist. Er mag fachlich hervorragend sein, aber wenn er adventistische Identität vermitteln soll, ist er natürlich total überfordert. Oder ist das nicht mehr das erklärte Ziel unserer Einrichtungen?! Für ein Krankenhaus, das „nur“ freundlichere Schwestern und einfühlsamere Ärzte hat - sonst aber die gleichen Methoden praktiziert -, würde ich nicht mehr werben. Ganzheitliche Medizin wird allenthalben diskutiert. Eine meiner Tanten kam vor dem 2. Weltkrieg eigens aus den USA - dort hatte sie seit langem ihren Wohnsitz -, um im Sanatorium „Waldfriede“ ganzheitliche Heilung zu suchen. Wir hätten hier einen unschätzbaren Vorsprung haben können, haben aber den Zug offensichtlich verschlafen. Das gleiche gilt für viele andere Verkündigungsmöglichkeiten. Ich erspare mir hier weitere Details. Nur meine Forderung als Kirchenhistoriker bleibt: Die unmittelbare Verkündigung (durch Predigt und „Sakrament“) muss im 2. Jahrhundert weitgehend abgelöst oder zumindest deutlich ergänzt werden durch die mittelbare Verkündigung (medizinisch, karitativ, pädagogisch).

Nehmen wir als Beispiel die „Marienhöhe“: Sie ist nicht in erster Linie dazu da, um den Kindern wohlhabender Rechtsanwälte und Ärzte aus Darmstadt ein ordentliches Abitur zu ermöglichen. Auch die Abteilungen der Allgemeinbildung waren Teil des früher so benannten „Missionsseminars“. Es gilt also, unsere Institutionen daraufhin zu überprüfen: Kommen sie ihrem Verkündigungsauftrag nach? Wenn nicht, sollten wir uns von ihnen trennen. Die Verantwortungsträger und ihre Ausschüsse haben hier offensichtlich eine schwere Aufgabe zu bewältigen. Wenn es nicht gelingt, auf dem Feld der Mission umzusteuern, wird die Adventgemeinde in Deutschland nicht nur zahlenmäßig weiter schrumpfen.

Die gut gemeinten Anläufe, die modernen Medien, also vor allem das Fernsehen für die Verkündigung zu nutzen, ist in sich problematisch. Das aber ist noch kein Thema für einen Historiker.

4. Die Gemeinden

Wir haben über den Prediger und seine Ausbildung, über die Lehre und ihre Entwicklung und über die Verkündigung und ihre Veränderung kurz nachgedacht. Jetzt sollten wir die Gemeinde ins Blickfeld rücken.

Rechnen wir die fast 5.000 Adventisten ab, die aus der ehemaligen Sowjetunion zu uns gekommen sind. Zählen wir dazu noch die Gläubigen aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Ghana und den vielen anderen Staa-

ten, die Emigranten schicken, dann ist es wohl nicht übertrieben, wenn ich feststelle, dass die Gliederzahl in Deutschland ständig zurückgegangen ist, wenn man das Wachstum auf die Einheimischen bezieht. Durch den eben erwähnten Zuzug aber ist für die Gemeinden in Deutschland ein bisher völlig unbekanntes Problem entstanden: Das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen. Das macht sich im Frömmigkeitsstil, in der Art der Gottesdienste, in der Teilhabe an der jeweiligen Kultur und teilweise auch im Lehrgebäude bemerkbar. Die Adventgemeinde weltweit ist kein monolithischer Block. Hier ist Vielfalt angesagt, auch und gerade im praktischen Vollzug des Glaubens, auch in der Ausgestaltung des Gottesdienstes und der Wertung der einzelnen Lehrpunkte. So befinden sich zum Beispiel die aus dem Osten kommenden Adventisten theologisch noch auf dem Stand von Conradi. Er und seine Mitarbeiter haben im 19. Jahrhundert in Russland evangelisiert und dieser Erkenntnisstand ist beibehalten worden - bis heute. Jetzt kommen diese Adventisten nach Deutschland und erleben hier, dass sich die Gemeinden weiter entwickelt haben - in der Lehre, in der Teilhabe an der Kultur, auch im Gottesdienst und der dort zu hörenden Musik.

Wie reagieren viele Gemeinden? Es gibt Gemeinden, die sehr gut mit der kulturellen Vielfalt umgehen können. Es gibt aber auch Gemeinden, die daran zerbrechen oder zerbrochen sind. Es kommt zu Spaltungen. Die Leitung der Gemeinschaft in Deutschland wird eine Handreichung zu diesem Thema vorlegen - ausgearbeitet vom Beirat „Perspektive Zukunft“.

Aber an der Ausländerproblematik zeigt sich ein tiefer liegendes Problem, und das hat wieder etwas mit unserem Thema zu tun. Im 2. Jahrhundert einer religiösen Bewegung wird intensiv nicht nur über die Lehre, sondern generell über das geistliche Leben nachgedacht. Dazu zählen Frömmigkeitsstile, Gottesdienstformen und Ausgestaltung des religiösen Alltags. Für jede Gemeinde ist die Gottesdienstform eine existenzielle Angelegenheit. Hier entsteht die örtliche Gemeindeidentität. Deshalb wird sie auch in zunehmendem Maß Brennpunkt der Auseinandersetzungen. Viele Faktoren spielen dabei eine Rolle. Das beginnt mit dem persönlichen Musikgeschmack und endet bei der Uhrzeit des Gottesdienstbeginns.

Ich muss mich hier kurz fassen. Im 2. Jahrhundert entstehen die Anfänge der Liturgie. Wir beobachten das auch bei uns in einigen Gemeinden. Die alte Gottesdienstordnung kannte drei Teile: Sabbatschule, Bekanntmachungen, Predigt. So war auch die tradierte Reihenfolge. Viele Gemeinden empfinden das inzwischen als zu dürr. Man beginnt jetzt oft mit einem Lobpreisteil. Dann folgt das Gespräch in Gruppen. Manche Gemeinden lassen aber auch zuerst die Predigt folgen, damit dann während

der Gruppengespräche auch ein Predignachgespräch erfolgen kann. Im Mittelteil kommen Gemeindegänge zur Sprache, meist unter dem Titel: „Lebendige oder bezeugende Gemeinde“. Dann erst folgt in den meisten Gemeinden die Predigt. Auch hier machen sich zunehmend Unterschiede bemerkbar. Oft wird eine Minipredigt für die Kinder vorgeschaltet. Und die Predigt wird - im Gegensatz zu früher - zeitlich deutlich begrenzt. Zum Schluss findet sich immer häufiger ein Segensteil, wobei der Pastor oft mit ausgebreiteten Armen den Segen spendet. Das alles sind Anfänge einer adventistischen Liturgie.

Mein Vorwurf an die Gemeinschaftsleitung besteht nun darin, dass hier nicht regulierend, beratend, empfehlend eingegriffen wird. So kommt es mancherorts zu unerwünschtem Wildwuchs und immer öfter zu Abspaltungen gerade auch wegen der Ausgestaltung des Gottesdienstes. Die religiösen Bedürfnisse des Einzelnen werden nicht ausreichend befriedigt. So entarten manche gut geplanten Gottesdienste zum „event“. Kaum ein Augenblick der Besinnung, der Ruhe. Ständig läuft irgendeine Aktion. Auch hier könnten wir von den Kirchen lernen. Dazu aber müssten wir uns erst entschließen, entsprechende Gottesdiensträume zu schaffen. Manche Adventhäuser sind von ihrem Äußeren her kaum von einem Getränkemarkt zu unterscheiden. Wie soll da ein stimmungsvoller Anbetungsteil möglich werden? Oder wir verstecken unseren Gottesdienstraum hinter einer Wohnhausfassade. Hier sind wir oft noch nicht in unserem 2. Jahrhundert angekommen, aber der Mangel an Zugeständnissen für die „Seele“ wird immer lauter. Hören wir nicht hin, werden die Gottesdiensträume immer leerer.

Ich habe vorhin von Abspaltungen gesprochen. Dabei unterscheide ich die weiche von der harten Abspaltung. Eine harte Abspaltung findet statt, wenn sich eine Gruppe im Zorn von der Muttergemeinde löst. Da haben dann meist endlose Debatten über alles Mögliche stattgefunden, die Fronten sind verhärtet, persönliche Verletzungen nicht mehr zu heilen. Oft geht es bei dieser Form der Abspaltung nicht lediglich um Gottesdienstformen, sondern häufig auch um Lehrfragen. Wenn unter solchen Umständen eine Abspaltung erfolgt, hat diese neue Gruppe meist keine lange Lebensdauer.

Anders ist es mit der weichen Abspaltung. Hier haben auch viele Gespräche stattgefunden, aber meist konnten besonnene Moderatoren einen Ausweg finden. In Deutschland gibt es eine immer größer werdende Zahl dieser neuen Gemeinden. Ich gehe gern dorthin; denn hier spüre ich viel von dem Elan einer religiösen Gruppe in ihrer Anfangszeit. Mögen die Durchführungen der Gottesdienste auch manchmal etwas chaotisch anmuten, in der Gemeinde zu Korinth war es wahrscheinlich schlimmer. Was

mir allerdings missfällt, ist die Neigung der Administration, solche Entwicklungen auf das Konto „Gemeinde-Neugründungsbewegung“ zu verbuchen. Das ist reiner Etikettenschwindel; denn hier ist zwar eine neue Gemeinde entstanden, aber nicht durch missionarische Neulandarbeit, sondern ausgelöst durch Probleme in der Muttergemeinde.

Ob sich die angestrebte Rolle der ATS-D¹ als „Supporting Ministry“ gemeinschaftsfördernd oder eher als „Kirche in der Kirche“ auswirken wird, ist für mich keine Frage. Wir werden diese Spaltung in Deutschland bekommen und sind selber Schuld daran; denn zwei Arten der Jugendarbeit, zwei Arten von Bibelkonferenzen, Predigertagungen et cetera werden ein ideologisches Chaos anrichten. Aber vielleicht gelingt es ja doch noch, hier theologische Vernunft walten zu lassen. Der schon gestellte Antrag wurde ja erst einmal vom zuständigen Ausschuss „auf Eis“ gelegt.

Auch das 4. Kapitel fasse ich zusammen:

1. Die *Gliederzahl* in den Gemeinden in Deutschland stagniert oder - wenn man richtigerweise den Zuzug aus dem Ausland abrechnet - geht kontinuierlich zurück. Das hat viele Ursachen, zum Beispiel auch die Überalterung vieler Gemeinden, aber es gibt auch selbstverschuldete Gründe.
2. Die örtliche Gemeindeidentität gerät immer stärker in Gefahr. So genügt die vorherrschende Gottesdienstform oft nicht mehr den Bedürfnissen vieler Glieder. Eine Fülle von Experimenten ist die Folge - fast alle zielen in eine bestimmte Richtung: Es geht in Richtung *Verkirklichung*. Die Ansätze einer adventistischen Liturgie sind hier stellvertretend zu nennen.
3. Es kommt zu immer häufigeren *Abspaltungen*. Während die harten Abspaltungen durchweg negativ verlaufen, können die weichen Abspaltungen nicht nur ehemalige Adventisten wieder für den Glauben begeistern, sondern sie können auch Signalwirkung auf die Muttergemeinden ausüben. Hier ist die Gemeinschaftsleitung gefragt, die positiven Impulse in die richtigen Bahnen zu lenken.

¹Die nicht unumstrittene „Adventist Theological Society (ATS)“ (hier: deutschsprachiger Zweig) wurde 1988 in den USA von konservativen adventistischen (in der Regel) Akademikern mit wissenschaftlichem und stark missionarischem Anspruch gegründet, um den „traditionellen“ adventistischen Lebensstil und die Bibelauslegung zu bewahren. Die ATS ist kein offizielles Organ der STA.

5. Die Organisation

Auch ich glaube nicht, dass Strukturveränderungen ein Allheilmittel sind. Aber als Kirchenhistoriker weiß ich, dass Strukturen große Wirkungen haben, vor allem wenn es die richtigen sind. Von der Urgemeinde an hat sich die christliche Bewegung in unregelmäßigen Abständen organisatorisch verändert. Im 2. Jahrhundert werden die Weichen gestellt. Als unverrückbarer Tatbestand ist festzuhalten: Von den vielen christlichen Sondergruppen, die es im Laufe der Geschichte gegeben hat, sind nur die röm.-kath. Kirche, die orthodoxen Kirchen und später die protestantischen Kirchen übrig geblieben. Alle Sondergruppen - und ich habe einige in meinem Referat von 1965 aufgelistet - sind verschwunden. Die christlichen Sekten des 19. Jahrhunderts stehen heute alle vor der gleichen Frage: In welcher Organisationsform werden sie überleben? Konkret gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder strebt man eine starke Zentralgewalt an oder zielt in Richtung „Kongregationalismus“¹.

Hier muss ich etwas deutlicher werden. Dabei werde ich einige Male aus einem Referat zitieren, dass ich 2003 im Rahmen des „Nikolasseeer Forums“ gehalten habe.

Zunächst ist es nicht unwichtig, daran zu erinnern, dass unsere Kirche zum Teil sehr turbulente Entwicklungssprünge in Sachen Organisation hinter sich hat. Der erstaunlichste Vorgang spielte sich in Europa ab. Es gab sechs Jahre lang zwei Generalkonferenzen. Eine hatte ihren Sitz in Washington, die andere in London. Padderatz schreibt in seiner Dissertation: „Zwar war die Europäische Generalkonferenz letztlich noch der amerikanischen Generalkonferenz verpflichtet, doch in den allermeisten Fragen hatte das europäische Werk völlige Handlungsfreiheit.“² Zwei Gründe waren für das rasche Ende dieser Organisationsform ausschlaggebend: Conrads massive missionarische Expansionspolitik hatte ihn in finanzielle Schwierigkeiten gebracht (Fehlbetrag 1907: 18.000\$) und sein biographischer Knick (er hatte lt. Padderatz zwei uneheliche Kinder). Mit diesem Vorgriff auf die weiteren Erörterungen will ich nur andeuten, in welche Richtung meine Empfehlungen gehen werden.

¹Warum ich diesen Begriff in Anführungszeichen setze, werde ich später erläutern.

²G.F. Padderatz, *Conradi und Hamburg*, Hamburg 1978: 158.

Im Gemeindehandbuch wird versucht, einen geschichtlichen Aufriss zu vermitteln. Ein Kapitel ist überschrieben: „Arten der Gemeindeverwaltung“¹ Darin werden vier Formen unterschieden:

1. Die bischöfliche Kirchenverfassung
2. Die päpstliche Form der Kirchenverfassung
3. Die unabhängige Form der Kirchenverfassung
4. Die repräsentative Form der Kirchenverfassung

Nirgendwo wird begründet, warum wir uns für die 4. Form entschieden haben. Eins und zwei kommen schon wegen unseres Anti-Kirchen-Komplexes nicht in Frage. Und das Wort „Kongregationalismus“ (die dritte Form) ist für fast alle Vertreter der Administration ein Reizwort. Schon 1996 schrieb Susan Sickler: „Selbstverwaltung - das unanständigste Wort im Vokabular der adventistischen Gemeindeverwaltung. Der Tonfall, mit dem es ausgesprochen wird, ist der gleiche, den jemand benutzen würde, um einen massiven Ausbruch des Ebola-Virus bekannt zu geben. Es wird weitgehend angenommen, dass Selbstverwaltung, wenn nicht gerade das Ende der Welt, dann wenigstens das Ende der Gemeinde ist.“² In Europa scheint die Gemeinschaftsleitung diesen Punkt etwas gelassener zu sehen. In einem Referat hat Ulrich Frikart³ über die Kommission zur Reorganisation der Gemeinde (church) gesprochen.⁴ Dabei hat er nicht nur die Anzahl der Verbände/Vereinigungen und die Problematik der Institutionen angesprochen, sondern auch den Begriff „Kongregationalismus“ erwähnt, ohne ihn allerdings zu bewerten oder gar auf seine Tauglichkeit für die STA-Kirche zu untersuchen.

Um des besseren Verständnisses willen scheint es mir angebracht, hier einen kleinen Exkurs einzuschieben. Es geht um das 1. Jahrhundert. Aus Zeitgründen kann ich die Entwicklung der christlichen Kirche in ihrem 1. Jahrhundert nicht detailliert schildern. Nur so viel: Es lassen sich vor allem fünf wichtige Kennzeichen unterscheiden:

1. Die konkrete Parusieerwartung
2. Die fast vollständige Geistesleitung
3. Verschiedene Visionen als Handlungsanweisungen

¹*Gemeindehandbuch*. Hamburg 1973: 36ff.

²Susan Sickler, „Congregationalism“, in: *Spektrum*, June 1996, v. 25(4): 39.

³Präsident der Euro-Afrika-Division der STA (Sitz Bern).

⁴U. Frikart, „Gemeinde - Wirklichkeit und Ideal“, Referat auf der Tagung der Gemeindeakademie des NDV, 27.02.2004 in Friedensau.

4. Ein ungebremsster Missionseifer, der selbst das Martyrium nicht scheut
5. Die Ausbildung bestimmter Sonderlehren

Nach 60-80 Jahren erfolgt der Umbruch und im 2. Jahrhundert die Phase der Entscheidung. Mit der möchte ich mich jetzt kurz befassen (und in jeder Kurzfassung liegen viele Möglichkeiten des Missverständnisses).

Es vollziehen sich folgende Veränderungen:

1. Die glühende Naherwartung ist einer ruhigeren Erwartungshaltung gewichen.
2. Die feste Ordnung des Amtes ersetzt die freie Leitung des Geistes.
3. Die Unterscheidung von Klerus und Laien setzt ein.
4. An die Stelle der „geistlichen Gaben“ tritt der geistliche Stand.
5. Sittliches Handeln wird durch juristisches Denken abgelöst.
6. Die naive Vorstellungswelt der Wanderpredigerzeit wird abgelöst durch differenzierte Theologie.

Ich komme jetzt zum schwierigsten Teil meines Referats. Bis jetzt konntet ihr wohlwollende Zuhörer bleiben, aber das Folgende geht an den Kern des adventistischen Selbstverständnisses. Ich habe über diesen Punkt schon hin und wieder auch in der adventistischen Öffentlichkeit gesprochen - meist habe ich überwiegend starke Opposition verspürt. Es wird heute wahrscheinlich nicht anders sein, aber ich bleibe bei meiner Sicht der Entwicklung. Und da mir die Thesen von 1965 zum überwiegenden Teil Recht gegeben haben, vermute ich einmal kühn, dass ich auch jetzt Recht behalten werde. Allerdings werde ich das wohl nicht mehr persönlich erleben.

„Im 2. Jahrhundert entscheidet sich das Schicksal fast jeder religiösen Bewegung, auf jeden Fall jeder christlichen Sonderbewegung. Die Bewegung hört auf als Bewegung zu existieren. Dabei lassen sich meines Erachtens drei Möglichkeiten unterscheiden:

1. Die religiöse Bewegung wird säkularisiert (So bilden z.B. die Mormonen heute ein weltweites, gut florierendes Wirtschaftsimperium mit religiöser Fassade).
2. Die religiöse Bewegung löst sich auf.
3. Die religiöse Bewegung wird zur Kirche.

Die zweite Möglichkeit ist die häufigste.¹ Und die erste interessiert uns weniger. Die entscheidende Frage heißt also: „Wenn die sicherste Chance des organisatorischen Überlebens für eine christliche Bewegung die Mutation zur Kirche ist - wie soll sich die Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten verhalten? Und wenn Verkirchlichung - in welcher Form?“²

Spätestens an dieser Stelle melden sich diejenigen zu Wort, die unsere Kirche als geschichtliche Ausnahme sehen.³ Ich behaupte:

1. Die direkte Geistesleitung ist verschwunden.
2. Wir haben ein „Kirchenrecht“ entwickelt (Nichts läuft organisatorisch ohne Verweis auf die „working policy“.).
3. Der Missionseifer ist weitgehend verkümmert.
4. Und die Parusieerwartung? - Ich lasse hier eine Nichtadventistin zu Wort kommen: „Der Blick richtet sich nun weniger auf das noch in der Zeit stattfindende Ereignis der Parusie als vielmehr auf eine dauernde Einrichtung in der derzeitigen Welt.“⁴
5. Das Gewicht unserer Theologen nimmt zu. „Streitgespräche im größten Saal der Kleinstadt - der adventistische Prediger gegen den Rest der Stadt - finden nicht mehr statt. Dafür treffen sich ranghohe Administratoren und Theologen der Adventgemeinde mit ebenso qualifizierten Vertretern anderer Konfessionen, zum Beispiel des Lutherischen Weltbundes.“⁵ Man nennt so etwas Konsensgespräche.

Wir erfüllen also in vielen Punkten das Bild einer christlichen Bewegung in ihrem 2. Jahrhundert. Die Tendenz zur Verkirchlichung ist nicht zu übersehen. Ich habe schon mehrfach in diesem Referat darauf hingewiesen - ich erinnere nur an das Stichwort „Liturgie“.

Welchen Weg will nun unsere Gemeinschaftsleitung gehen? Bis jetzt hat sie sich alle Optionen offen gehalten. Aber es kann nicht mehr lange dauern, und die Umstände werden die Leitung zwingen, einen Weg zu favorisieren. Unüberhörbar ist das Stöhnen geworden: Wie kommen wir mit

¹L.E. Träder, „Die organisatorische Zukunft der weltweiten Adventgemeinde“, 2003. als Ms.: 9.

²L.E. Träder, ebd.: 9.

³ Ich habe weiter oben davon gesprochen.

⁴Irmgard Simon, *Die Gemeinschaft der STA in volkskundlicher Sicht*, Münster 1965: 47.

⁵L.E. Träder, a.a.O.: 12.

der zunehmenden Pluralität der Kulturen zurecht? Wie schaffen wir es, die unterschiedlichen Tempi des Wachstums auszugleichen?

Weltweit verzeichnen wir ein erstaunliches zahlenmäßiges Wachstum bei gleichzeitig starker Verjüngung der Mitglieder. Ausgenommen davon sind die adventistischen Ursprungsländer: USA und Europa. Der Schwerpunkt der Adventgemeinde verlagert sich - und das nicht nur geographisch. Da die Finanzmittel aber weitgehend noch von den Kernländern aufgebracht werden, hat zum Beispiel Ulrich Frikart in seinem Referat 2004 in Friedensau von einer neuen Form der weltweiten Zusammenarbeit gesprochen. Er nannte es „differenzierte Loyalität“.

Wenn wir einen kurzen Blick auf die uns bevorstehenden Veränderungen werfen, werden wir schnell einsehen, dass rasches Handeln angesagt ist.

Die Gliederzahl unserer Kirche wird bis 2020 auf rund 50 Mill. gestiegen sein.

Bei der Verteilung auf die einzelnen Kontinente ergibt sich folgendes: 2005 betrug der Anteil Asiens an der Gesamtgliederzahl 20,97%. 2020 steigt er auf 23,57%. Für Afrika sind die Zahlen: 35,54% zu 38,67%. Für die USA: 6,68% zu 3,81% und für Europa: 2,64% zu 1,50%. Das bedeutet: Während der Anteil für viele Gebiete der Erde kontinuierlich steigt, halbiert er sich für Europa und die USA. Anders formuliert: Während 1985 noch 15% der Adventisten in den USA lebten, werden es 2020 nur noch 4% sein.

Dramatisch wird sich auch die Finanzlage der Weltkirche entwickeln. Immer mehr Geld fließt in privat organisierte Projekte. Für 2002 zum Beispiel wurden für die Weltkirche 60.4 Millionen \$ gespendet und für die unabhängigen Dienste 97 Millionen \$, wobei zum Beispiel ASI¹ mit 37% den größten Teil davon verwaltet.

Viele Anzeichen deuten auf eine bevorstehende Veränderung in fast allen Bereichen hin - und die Struktur Veränderungen werden einen nicht geringen Zeit- und Kraftaufwand erfordern. - Die Weltkirchenleitung etablierte in den letzten Jahren mehrere Kommissionen mit dem Ziel einer Verwaltungsreform. So wurde zum Beispiel in der Herbstsitzung 2004 eine neue gegründet, die schon sechs Monate später ein Ergebnis vorlegen sollte! Es war offensichtlich Eile geboten. Und im Herbst 2005 wurde sogar eine permanent tagende Kommission gebildet - ein Auftrag der GK-

¹ASI (Adventist-Laymen's Service and Industries, gegr. 1947)), in Deutschland: Adventistische selbstunterhaltende Institutionen, Unternehmen und Missionsgruppen e.V.

Sitzung vom Sommer 2005. In der Begründung durch Jan Paulsen¹ wird auf das schnelle Wachstum hingewiesen, und dann fordert er, dass ein besserer, effektiverer und effizienter Weg gefunden werden müsse, wie die Kirche arbeitet.²

Welchen Weg haben wir in dieser Frage hinter uns?

Robert Folkenberg³ wollte in Utrecht 1995 die Stellung des Präsidenten stärken. Aus dem *primus inter pares* sollte ein „erstrangiges Vorstandsmitglied (first officer)“⁴ werden. Man hatte aus den Ereignissen der letzten Jahre offensichtlich einige Schlussfolgerungen gezogen. So wollte man nicht mehr bei erneutem Auftreten von unterschiedlichen Lehrmeinungen einen Riesenaufwand betreiben wie in Glacier View im Fall Desmond Ford. Die Tendenz des Vorschlags von Folkenberg ging also eindeutig in Richtung Zentralisierung. Noch war kein Papst in Sicht, aber sein Schatten war zu ahnen. Deshalb war der Widerstand auch innerhalb der GK-Verwaltung erheblich, letztlich aber vergeblich. Der Antrag wurde angenommen.

Auf dieser Konferenz gab es auch ein Gegenbeispiel. Es war der Antrag der Nordamerikanischen Division zur Frage der Frauenordination. Der Antrag ließ eigentlich alle Möglichkeiten offen: „Wenn es die Umstände nicht als unratsam erscheinen lassen, kann eine Division die Einsegnung qualifizierter Personen ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht autorisieren.“⁵ Dieser Antrag wurde mit einer Mehrheit von 69% abgelehnt. Aber es zeigte sich bei dieser Abstimmung überdeutlich, dass die zahlenmäßige Gewichtung zu sehr einseitiger Meinungsbildung führte. „Zu jener Zeit gab es elf Weltdivisionen der Generalkonferenz ... vier der elf Divisionen (Afrika-Indien-Ozeanien, Ostafrika, Zentralamerika, Südamerika) waren mit 1.126 Delegierten vertreten, etwas mehr als jene aus den anderen Divisionen zusammen genommen. Die kulturelle Ausrichtung dieser vier Divisi-

¹Präsident der Generalkonferenz der STA.

²„... there must be a better, more effective und efficient way of doing church.“ Adventist News Network, Oct. 4, 2005 Silver Spring ... (ANN Staff).

³Damaliger Präsident der Generalkonferenz der STA.

⁴Generalkonferenz der S.T.A., Euro-Afrika Division, „Information für Delegierte über wesentliche Agendapunkte der GK-Vollversammlung in Utrecht 1995“, hier: „Änderungsvorschläge für die GK-Verfassung“, A,2.

⁵Raymond F. Cottrell/Will Someone, „Please Page the Three Angels“, in: *Adventist Today*. Jan./Feb.1997: v. 5(I): 15.

onen, besonders ihre Vorstellung von der Rolle der Frau in Familie, Gesellschaft und Gemeinde steht bekannterweise der Einsegnung von Frauen genau entgegen. ... Diese vier Divisionen, die gegen eine Autonomie der Divisionen in der Frage der Einsegnung der Frau stimmten, haben sicherlich ein Recht auf ihre kulturellen Vorlieben und darauf, die Rolle der Frauen innerhalb ihrer jeweiligen Division zu bestimmen. Und der nordamerikanische Vorschlag garantierte ihnen vollständige Autorität, um die Angelegenheit für sich zu entscheiden. Aber gibt ihnen ihre praktische Kontrolle der Generalkonferenz das Recht, ihre kulturellen Vorlieben der ganzen Weltgemeinde aufzudrängen? Sie waren offensichtlich nicht bereit, den anderen Divisionen das gleiche Recht auf Selbstbestimmung zu gewähren, das sie für sich selbst in Anspruch nahmen.“¹

Ich habe das Thema der Frauenordination deshalb etwas ausführlicher behandelt, weil in diesem Zusammenhag zwei wichtige Begriffe gefallen sind: Kontrolle der Generalkonferenz - gemeint ist hier die Vollversammlung - und das Recht auf Selbstbestimmung. Allerdings haben die beiden Beispiele aus Utrecht auch gezeigt, dass die Gemeinschaftsleitung in zwei entgegen gesetzte Richtungen argumentiert. Folkenbergs Antrag ging in Richtung Zentralisierung und der Antrag der Nordamerikanischen Division ging in Richtung Selbstbestimmung - lat. Kongregationalismus.

Für mich als Kirchenhistoriker gibt es eigentlich nur eine mögliche Richtung, in der die Gemeinschaftsleitung denken und handeln sollte. Die zentralistische Variante mündet in eine wie auch immer ausgestaltete „Papstkirche“. Das ist zwar eine bewährte Möglichkeit, aber wohl nicht die von uns zu favorisierende. Ich plädiere für eine adventistisch geprägte Variante des „Kongregationalismus“. Was heißt das nun konkret? Ich werde vier Thesen formulieren, sie aber aus Zeitgründen nicht sehr detailliert ausführen.

1. These:

„An der Verwaltungsspitze der weltweiten Adventgemeinde sollte eine neue Form der Generalkonferenz stehen, die ich den Weltbund Adventistischer Kirchen (WAK) nennen würde. Dieser Zusammenschluss der einzelnen Divisionen hätte deutlich andere Aufgaben als die jetzige Generalkonferenz. Sie würde - wie bisher - Mittel und Personal im Rahmen der Bedürfnisse des Weltfeldes steuern, hätte aber wesentlich weniger Kompetenzen im Umgang mit den einzelnen

¹R.F. Cottrell, ebd.: 16.

Divisionen. Voraussetzung für diese neue Form der Verwaltungsspitze wäre:

2. These:

Die einzelnen Divisionen bilden selbstständige Verwaltungseinheiten. Wie viele es in Zukunft sein müssten, kann ich nicht abschätzen. Ich gehe davon aus, dass es in Zukunft eine selbstständige Adventistische Kirche in Europa, eine in Nordamerika, eine in Asien, eine in Afrika etc. geben wird. Eine solche selbstständige „Europäische Adventistische Kirche“ müsste folgende Kompetenzen erhalten:

- a) Das Recht, bei einer Neufassung des *Gemeindehandbuchs* entscheidend mitzuwirken. Auf diese Weise könnten die kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Europa besser berücksichtigt werden. Es ergäbe sich eine eigene Variante des *Gemeindehandbuchs*.
- b) Das Recht, eine eigene Form des *Studienheftes zur Bibel*¹ zu entwickeln - wobei das generelle Thema durchaus weltweit gelten kann.
- c) Das Recht, eigene Texte für die Weltgebetswoche zu schreiben - mit Anliegen zum Gebet, die für Europäer nachvollziehbar - weil aktueller - sind. Für den deutschsprachigen Raum gab es schon einen solchen Versuch - er verlief durchaus positiv. Ein zweiter wird demnächst folgen.
- d) Das Recht, einen eigenen Haushalt zu beschließen mit Schwerpunkten, die auf das europäische Feld abgestimmt sind.
- e) Das Recht, in der Predigerausbildung Wege zu beschreiten, die den europäischen Bedürfnissen entsprechen.
- f) Bei der Gewichtung der „28 Glaubensüberzeugungen“ eine eigene adventistische *hierarchia veritatum* zu entwickeln.“²

Diese Kompetenzliste ist weder vollständig noch verpflichtend. Hier sollten Praktiker Einfluss nehmen. Aber die Richtung der Entwicklung sollte festgelegt werden: Keine weitere Zentralisierung, sondern eine adventistische Variante der Selbstverwaltung - sprich „Kongregationalismus“.

¹ Früher „Sabbatschulheft“, „Sabbatschul-Betrachtung“ oder „Sabbatschullektion“ genannt.

²L.E. Träder, a.a.O.: 17.

Bevor ich die nächste These formuliere, möchte ich ein mögliches Missverständnis ausräumen. Es hat sich in verschiedenen Diskussionen gezeigt, dass die Formulierung „adventistische Variante des Kongregationalismus“ zu undeutlich und daher missverständlich ist. Der Begriff Kongregationalismus in seinem ursprünglichen Sinn signalisiert die völlige Zerschlagung der bestehenden Struktur, in diesem Fall die Auflösung der Organisation der adventistischen Weltgemeinde und die Verlagerung aller Kompetenzen an die Ortsgemeinde. Genau das aber wird von mir nicht vorgeschlagen. Deshalb habe ich im Text das Wort Kongregationalismus in Anführungszeichen gesetzt. Es ist eben nicht der übliche kirchenhistorische Bedeutungsinhalt gemeint, sondern es geht um etwas Neues. Dazu wäre es wohl am besten, wenn wir für das, was ich vorschlage, auch einen neuen Begriff fänden. Die Formulierung „adventistische Variante des Kongregationalismus“ ist offensichtlich als Abgrenzung zu schwach. Deshalb schlage ich den Begriff *Unionismus* vor. Wer etwas Latein kann oder im Wörterbuch nachschlägt, wird zum Beispiel folgendes finden: unio = vereinigen¹ und noch deutlicher im Fremdwörter-Duden: „Union = Bund, Vereinigung, Verbindung (bes. von Staaten und von Kirchen mit verwandten Bekenntnissen)“² Genau das ist gemeint: Die feste Vereinigung (durch den WAK) einer bestimmten Anzahl eng verwandter Kirchen (z. B. Adventistische Kirche in Europa, Adventistische Kirche in Afrika, etc.). Ob sich der Begriff Unionismus als terminus technicus in unserer Kirche durchsetzen wird, ist eine offene Frage. Da er aus dem Lateinischen stammt, lässt er sich ohne große Schwierigkeiten auch ins Englische übersetzen. Warten wir es ab.

Jetzt kann ich zur nächsten These übergehen.

3. These:

Verbände (Unionen) und Vereinigungen erhalten neue - teils erweiternde, teils beschränkende - Kompetenzen. Vor allem muss es endlich zu größeren Verwaltungseinheiten auf dieser Ebene kommen. Ich habe das schon 1965 gefordert. Damals hätten wir sogar experimentieren können - Geld dafür war vorhanden. Jetzt werden uns auch - nicht nur - finanzielle Engpässe zum Handeln zwingen. Die Gliederzahl zum Beispiel einer normalen Vereinigung in den USA ist etwa so groß wie die Gliederzahl in ganz Deutschland. Wir haben daraus

¹Haas-v.Kienle, *Lateinisch-deutsches Wörterbuch*, 1952: 584.

²*Der Große Duden*, Bd. 5, 1960: 673.

zeitweise drei Verbände mit 13 Vereinigungen gemacht. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir in absehbarer Zukunft in Deutschland einen Verband mit vier Vereinigungen haben werden. Ich will diese Diskussion nicht erneut anstoßen, aber es wäre fatal, wenn wir auch auf diesem Gebiet wieder nur wie üblich reagieren, statt auch einmal zu agieren. Der für diese These entscheidende Punkt ist leider nicht in den Diskussionen der Delegierten-Tagungen und Ausschuss-Sitzungen berührt worden. Es ist die veränderte Definition der Ortsgemeinde.

4. These:

Die Ortsgemeinde als Kernzelle der Gesamtorganisation erhält wesentlich erweiterte Befugnisse. Hauptziel muss eine größere Selbstständigkeit sein. Das aber müsste vielen Gemeinden erst anerkundet werden; denn sie sind durch das bestehende System zur Unmündigkeit verführt worden. Die Vereinigung, der Verband wird es schon richten. Man ist es gewohnt, alles, auch die Missionskonzepte, geliefert zu bekommen. Auch die Erhaltung der Immobilien war nie Sache der Ortsgemeinde, dafür war die Grundstücksverwaltung zuständig. Das alles dürfte sich ändern, wenn die Ortsgemeinde als Kernzelle des Gesamtorganismus verstanden würde. Dazu zählt:

- a) Der Aufteilungsschlüssel der eingehenden Gelder muss sich verändern. So sollte auch ein Teil der Zehnteneinnahmen in der Ortsgemeinde verbleiben.
- b) Sammlungen für bestimmte Projekte der Ortsgemeinde sind nicht nur erlaubt, sondern erwünscht.
- c) Die Ortsgemeinde entwickelt dem jeweiligen Umfeld, den Bedürfnissen und den eigenen Möglichkeiten entsprechende Missionskonzepte. Dabei ist an die mittelbare Verkündigung gedacht. Die Vereinigung hat hier lediglich beratende Funktion. Ansätze sind an vielen Stellen schon nachweisbar. Sie sollten als Modelle der Zukunft stärker beachtet und gefördert werden.
- d) Die Ortsgemeinde ist Eigentümer des jeweiligen Grundstücks und der Gebäude - mit allen Konsequenzen.
- e) Die Ortsgemeinde entscheidet über den Gottesdienstablauf.
- f) Die Ortsgemeinde wird stärker als bisher an der Auswahl des Ortspredigers beteiligt - und zwar offiziell, nicht nur bei den Gemeinden, die eine Lobby in der Vereinigung haben. Die Anstellung geschieht wie bisher durch die Vereinigung. Bei der Arbeits- und Dienstaufsicht aber hat die Gemeinde ein offizielles Mitspracherecht.

Auch hier gilt: Es wird mit dieser Aufzählung keine Vollständigkeit angestrebt. Aber deutlich wird das Grundmuster: Wesentliche Kompetenzen werden vom Verband und von der Vereinigung auf die Ortsgemeinde verlagert. Dadurch wird es vielleicht auch leichter möglich, die überfälligen Zusammenlegungen diverser Dienststellen zu bewirken. „Der Ansprechpartner in vielen Belangen des Gemeindelebens ist eben nicht mehr eine übergeordnete Dienststelle, sondern die Gemeinde ist auf sich selbst gestellt.“¹ Wie schnell und vor allem in welchem Umfang die Gemeinden hier mitmachen, ist eine schwierige Frage. Notwendig wird ein geplanter Umerziehungsprozess. Aber ohne ihn wird es nicht gehen; denn „im Zuge der immer weniger werdenden hauptamtlichen Prediger wird sich dieser Trend fast zwangsläufig ergeben.“²

Aus dem bisher Gesagten habt ihr zweifellos schon meine **Schlussthese** erraten:

Die Adventgemeinde - nicht nur in Deutschland - wird sich im 2. Jahrhundert ihrer Existenz deutlich verändern. Sie wird zur Kirche. Die Kirchenverfassung sollte die Form des Unionismus - eine spezielle adventistische Variante des Kongregationalismus - annehmen.

Ob uns das im Augenblick passt oder nicht, es wird so kommen. Wir können nur versuchen, die negativen Auswüchse zu vermeiden. So bin ich nicht dafür, dass jede Ortsgemeinde ihren Prediger selbst aussucht und anstellt. Aber die Verantwortungsträger unserer Gemeinschaft - regional, international - und die entsprechenden Ausschüsse sollten bedenken:

- a) „Die neutestamentliche Vorstellung - die auch in unseren offiziellen Texten zu diesem Thema immer wieder formuliert wird - beschreibt die herausgehobene Stellung der Ortsgemeinde. Sie allein kann z.B. Glieder aufnehmen und ausschließen. Hier findet das religiöse Leben statt. Deshalb muss die Ortsgemeinde ein erhebliches Maß an *Selbst-*

¹L.E. Träder, a.a.O.: 20.

²L.E. Träder, ebd.

ständigkeit erhalten. Ich schließe mich hier dem an, was Hans Küng unter Ortsgemeinde versteht.¹

- b) Herr dieser Gemeinde ist weder der Prediger noch irgendein Vorsteher oder ein Ausschuss, sondern allein Jesus Christus. Er ist identisch mit der Wahrheit. Das bedeutet, dass in der Ortsgemeinde am ehesten dieser *dynamische Prozess der Wahrheitsfindung* erlebt werden kann; denn der statische Begriff von Wahrheit ist eher in den verwalteten Institutionen zu finden.
- c) Der Unionismus vermeidet die Gefahr des Auseinanderlebens, da wir immer noch an der hierarchischen Variante des Katholizismus, nämlich einer *Zentralinstanz* festhalten. Aber im Gegensatz zur röm.-katholischen Kirche kennen wir zum Beispiel kein höchstes Lehramt, also keinen Papst, der „ex cathedra“ ein Dogma verkünden könnte. Durch den von mir favorisierten WAK würde in den Fällen, in denen Einheit geboten scheint, diese *Einheit* auch *gewahrt*.
- d) In der Ortsgemeinde aber könnte die Vielfalt entstehen, die ich mir wünsche. Hier können eigene Missionskonzepte entwickelt und verwirklicht werden - die Finanzen dazu habe ich in der 4. These erläutert. Neue Lieder, neue Gottesdienstformen können ausprobiert werden. Der persönliche *Frömmigkeitsstil* kann sich auch in der Gemeinde verwirklichen.
- e) Die Gemeinde wird wieder zu einer *forschenden Gemeinde*. Befreit vom Zwang, eine Weltausgabe der Sabbatschulhefte konsumieren zu müssen, findet der Einzelne wieder Freude am Studium der Heiligen Schrift. Er darf seine eigenen Gedanken äußern und wird nicht auf die manipulierenden Aussagen des Herausgebers festgelegt. Aus diesem Eifer erwächst Freude, und diese Freude belebt die ganze Gemeinde.
- f) Wenn so die Vielfalt erlaubt wird, kann auch wieder *Vertrauen in die Leitungsgremien* wachsen. Manche Diskussion zum Beispiel anlässlich einer Delegiertentagung würde überflüssig werden.
- g) Der Prediger kann seiner eigentlichen Berufung wieder nachgehen. Er ist der Pastor, also der *Hirte* seiner Gemeinde. Dieses Hirtenamt wird zur Zeit von vielen Gemeindegliedern schmerzlich vermisst.

¹„Jeder einzelnen Ortsgemeinde ist nach dem Neuen Testament alles das gegeben, was sie zum Heil der Menschen braucht: Das zu verkündende Evangelium, die Taufe als Initiationsritus, die Mahlfeier zum dankenden Gedenken, die verschiedenen Charismen und Dienste. Jede Ortskirche vergegenwärtigt also voll die Gesamtkirche, ja, sie darf sich - in der Sprache des Neuen Testaments - als Volk Gottes, Christusleib und Geistesbau verstehen.“ Hans Küng, *Kleine Geschichte der katholischen Kirche*, 2003: 30.

Der Prediger hat zu viele Verwaltungsaufgaben. Das Berichtswesen für die vorgesetzten Dienststellen könnte bei einer mündigen, selbstständigen Gemeinde deutlich reduziert werden.

- h) Die *Wahlämter* einer Gemeinde, die in der Form des Unionismus organisiert wäre, würden sich nicht mehr streng an ein wie auch immer formuliertes Gemeinderegelnwerk halten, sondern sich *nach den örtlichen Bedürfnissen* richten. In einer Gemeinde würde man dringend nach qualifizierter Seniorenarbeit Ausschau halten, in einer anderen Gemeinde wäre vielleicht ein Freizeitleiter gefragt, der Reisen, Ausflüge, Konzert- oder Museumsbesuche für Jung und Alt organisiert. R. Burrill empfiehlt in diesem Zusammenhang sogar die völlige Abschaffung der herkömmlichen Ernennungsausschüsse.¹

Diese Liste könnte natürlich noch fortgesetzt werden, aber ich hoffe, jeder hat den roten Faden erkannt. Wenn in manchen Gremien über die Frage nachgedacht wird, wie viel Einheit zwingend nötig ist und wie viel Vielfalt gewährt werden könne, dann liefert das vorgestellte Modell auf allen Ebenen eine diskutabile Antwort. Ich akzeptiere in meinem Modell eine bestimmte Form von hierarchischer Struktur. Die Generalkonferenz als WAK bildet die große und wichtige Klammer. Über Lehre, Mission, Geld, Personal kann und sollte in den turnusmäßig stattfindenden Sitzungen (General Conference in Session) entschieden werden. Die Zwischeninstanzen behalten ihre Funktionen, wenn auch in veränderter Form (lean management). Kern des Ganzen wird wieder die Ortsgemeinde. Sie garantiert die notwendige Freiheit, die Vielfalt der Meinungen, das rege geistige und geistliche Leben. Hier kennt man die Nöte der gesellschaftlichen Umwelt am besten, deshalb kann hier am schnellsten geholfen werden.

Alles nur der Traum eines gelehrtenhaft-versponnenen Kirchenhistorikers? Ich denke nicht. „Um lebensfähig und wachstumsfähig zu bleiben, müssen bestimmte Veränderungen in der Struktur unserer Gemeinschaft nicht nur respektiert und akzeptiert, sondern geradezu erwartet werden.“² Für diese Veränderungen sollten wir einstehen, jeder an seinem Platz: Die Vorsteher in den Ausschüssen, die Prediger in ihren Versammlungen und die Gemeinden in der praktischen Arbeit. Lasst uns Fakten schaffen, und

¹„Ein weiterer (Schritt) könnte die völlige Abschaffung des Ernennungsausschusses sein. An dessen Stelle könnte ein permanenter Arbeitskreis stehen. Man könnte ihn den „Arbeitskreis für Laien-Dienste“ nennen. Russell Burrill, *Wir sind die Gemeinde - alle Macht den Laien*, 2002: 88.

²Barry Oliver, „SDA Organizational Structure“, Dissertation, zitiert in: *Aller Diener*, 2, 1999: 50.

zwar auf der Ebene der Ortsgemeinde. Sie ist der selbstverantwortliche Kern der Gesamtkirche. Aber ohne sie läuft nichts: „Zumal die Gemeinschaft als solche nur gesund sein kann, wenn auf der Ebene der örtlichen Gemeinde ein gesundes, geistliches Leben existiert.“¹ Dieser Auffassung von George Knight kann ich mich vorbehaltlos anschließen.

Zusammenfassung

Ich fasse dieses Referat pointiert zusammen:

1. Die Prognosen von 1965 haben sich in den vergangenen 40 Jahren weitgehend bestätigt. Die meisten Empfehlungen wurden allerdings ignoriert.
2. Es bleiben für die nächsten Jahrzehnte neue Aufgaben sowohl für eine mittelfristige als auch eine langfristige Planung - wobei mir eine kurzfristige natürlich am liebsten wäre. Zur mittelfristigen Planung zähle ich:
 - 2.1. Eine intensive Auseinandersetzung mit der um sich greifenden Polarisierung in den Gemeinden. Ein wichtiger Schritt, um auf diesem Feld voranzukommen, wäre die Zusammenlegung der beiden deutschsprachigen Predigerausbildungsstätten.
 - 2.2. Der Status des Predigers als „all-round-worker“ ist ein Auslaufmodell. Gefragt sind in Zukunft Geistliche als Volltheologen, ergänzt durch hauptamtliche „Diakone“ mit Spezialausbildung.
 - 2.3. Die offizielle Formulierung einer adventistischen hierarchia veritatum.
 - 2.4. Die mittelbaren Wege der Verkündigung stärker nutzen - auch auf Kosten der unmittelbaren. Zu den Mitteln gehören auch alle Institutionen. Ihre Existenzberechtigung hängt vom missionarischen Engagement ab.
 - 2.5. Gemeinden, die auf Grund einer „weichen“ Spaltung entstanden sind, sollten stärker als positive Beispiele für Gemeindeerneuerung in den Fokus der Gemeinschaftsleitung rücken.
3. Zu den Aufgaben einer langfristigen Planung zähle ich vor allem die Veränderung der Gesamtstruktur in Richtung einer unionistischen Kirchenverfassung (siehe Thesen 1-4). Die euphemistische Um-

¹G.B. Knight, „Adventistischer Kongregationalismus - ein Wachruf oder ein Totengeläute?“ in: *Aller Diener*, Nr.2,1: 54.

schreibung „Freikirche“ darf uns nicht den Blick für die Tatsache verstellen, dass der Prozess der Verkirchlichung eingesetzt hat und unumkehrbar ist. Die Verantwortungsträger haben die Pflicht, den kirchengeschichtlichen Vorgaben nicht einfach zu folgen, sondern aktiv zu beeinflussen. So könnten Irrwege und Wildwuchs vermieden werden.¹

Schlusswort

Ich habe die längste Strecke meines Lebenswegs hinter mir. So lange ich lebe, wird diese Gemeinde meine Gemeinde bleiben. Aber ich habe die Sorge, dass wir hier im Land der Reformation als lutherische Adventisten dann keine Überlebenschance haben, wenn sich der Trend zur Zentralisierung in unserer Kirche verstärken sollte. Als *Kirchenhistoriker* habe ich euch die großen Linien aufgezeigt. Als ehemaliger *Mitarbeiter der Gemeinschaft* sehe ich die Probleme, die Risiken und die Chancen einiger zwingend notwendiger Veränderungen. Und als gläubiges *Gemeindeglied* vertraue ich darauf, dass Gott diese Gemeinde als seine Gemeinde führen wird. Aber es ist nicht nur ein Mönchsmotto, sondern auch meine langjährige persönliche Erfahrung: Ora et labora - bete und arbeite! Wir hoffen auf die Güte Gottes und sein Erbarmen mit unserer Schwachheit, unserer Schwerfälligkeit, unserem Egoismus, dem Machtstreben und oft auch unserem Kleinglauben - aber wir müssen trotzdem unseren Teil zum Gelingen der Absichten Gottes beitragen. Ich hoffe, dass ich meine Thesen diesmal nicht zu früh, aber auch nicht zu spät formuliert habe. An der Verwirklichung dieser Thesen werde ich nicht mehr beteiligt sein - aber den Gang der Entwicklung werde ich weiterhin aufmerksam beobachten und auch kommentieren. ◆

¹Den Beschluss der GiD vom 06. 12. 2005, den Ausdruck „Gemeinschaft“ in Zukunft durch den Ausdruck „Freikirche“ zu ersetzen, kann ich nur als Zwischenstufe bezeichnen. Dieses Problem haben ja nur die deutschsprachigen Länder. In der Schweiz nennen wir uns noch „Freikirche“, in Österreich schon „Kirche der Siebenten-Tags-Adventisten“. Wir in Deutschland könnten viel Geld sparen (Briefbögen, Schilder, Außenaufschrift, etc.), würden wir die Zwischenstufe auslassen. Im Zuge der Bereinigung der Benennungen könnte dann auch eine so drollige Bezeichnungen wie „Verbandsvorsteher“ verschwinden - niemand mit gesundem Sprachempfinden kommt auf die Idee, dass hier ein Geistlicher gemeint sein könnte!

Anhang - Angedachtes Organisationsschema

Weltbund Adventistischer Kirchen (WAK)

Adventistische Kirche in Nordamerika
Adventistische Kirche in Afrika
Adventistische Kirche in Europa
etc.

Adventistische Kirche in Europa:
Je Land - eine Union (in Deutschland: Verband)

Deutschland: Ein Verband (Adventistische Kirche in Deutschland)

Sitz: Berlin

Vier Vereinigungen:

Norddeutsche Vereinigung (Hamburg)
Mitteldeutsche Vereinigung (Dresden)
Westdeutsche Vereinigung (Düsseldorf)
Süddeutsche Vereinigung (Stuttgart)

DOKUMENTATION

Das Zweite Jahrhundert*Versuch einer historischen Standortbesinnung der STA-Bewegung*von Lothar E. Träder, Darmstadt¹**Einleitung**

Ursprünglich sollte das Thema lauten: „Das zweite Jahrhundert - Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte religiöser Bewegungen“. Es sollte also eine historische Parallelstudie verschiedener religiöser Sondergruppen referiert werden: Ihre Entstehung, ihr Wachstum und die weitere Entwicklung, vor allem im 2. Jahrhundert.

Auf Wunsch der Veranstalter dieser Treffen hier habe ich das Thema nun stärker eingeeengt und die Schlussfolgerungen im Hinblick auf die Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten, die beim ursprünglichen Thema jeder Zuhörer selbst hätte ziehen müssen, sind nun in mein Referat einbezogen.

Dabei aber ergibt sich eine Tatsache, die ich von vornherein stark herausstreichen möchte. Mein Referat zerfällt in drei Hauptteile, die unterschiedlich zu bewerten sind. Im ersten Teil gebe ich historische Fakten. Sie können als wissen-

schaftlich gesichert angesehen werden. Der erste Teil lässt sich also als objektive Darstellung bezeichnen. Anders der zweite Teil. Hier werde ich meine Schlussfolgerungen vortragen, die ich aus dem Überblick der geschichtlichen Entwicklungen gezogen habe. Man kann zu Bismarck stehen wie man will, aber das Motto zu seinem Buch *Gedanken und Erinnerungen* hat schon eine gewisse Berechtigung: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft.“ Ich glaube, dass auch uns eine gründliche, vorurteilsfreie Geschichtsbeachtung dazu verhelfen kann, gewisse Entwicklungsvorgänge abzukürzen, voraussehbare Fehler zu vermeiden, notwendige Neuformierungen schneller zu finden.

Der zweite Teil, der die historischen Parallelen aufzeigen soll, trägt stark subjektive Züge. Ich werde diesen Teil des Referats objektiv so weit möglich und subjektiv so weit nötig darstellen.

¹Referat, gehalten anlässlich des 13. Studientages der Akademiker und Studenten am 20. November 1965 in Stuttgart.

Aber ich glaube, in eurem Sinn zu handeln, wenn ich diesem Thema noch einen dritten Teil eingefügt habe. Ein Arzt darf ja wohl auch nicht nur beim Beschreiben der Symptome und bei der Diagnose stehen bleiben. Man erwartet Therapievorschläge. So ähnlich will ich mich verhalten. Vielleicht ist dies nicht das richtige Gremium. Aber wo sonst sollte man derlei Gedanken äußern? Vor Jahren habe ich einmal ein Memorandum zur Schulfrage verfasst mit detaillierten Vorschlägen, habe es an alle damals verantwortlichen Brüder der Gemeinschaft in Deutschland und der beiden Verbände geschickt. Man hat in den meisten Fällen nicht einmal den Empfang bestätigt, geschweige denn eine Stellungnahme abgegeben. Nun, ich hatte wenigstens mein Gewissen entlastet. - Vielleicht aber habe ich heute mehr Glück. Vielleicht findet unser Gespräch heute Resonanz, vielleicht entwickeln sich daraus Initiativen - Soviel über den Aufbau und die Zielsetzung dieser Arbeit.

Und noch ein letztes Wort der Einleitung. Mitten in die Vorarbeiten zu diesem Referat fällt das Erscheinungsdatum der euch allen sicherlich bekannten Dissertation von Irmgard Simon. Da sie sich zum überwiegenden Teil mit der Gemeinschaft der STA der Gegenwart befasst, ihr Rückblick umfasst nur etwa ein Viertel der Gesamtdarstellung, habe ich es für richtig gehalten, ihre Ergebnisse kritisch

mit zu berücksichtigen. Analysiert hier doch eine wissenschaftlich geschulte „Außenstehende“ unsere Gemeinschaft im zweiten Jahrhundert.

Damit komme ich nun zum ersten Hauptteil.

Die typische, normale Entwicklung einer religiösen (christlichen) Sonderbewegung

Die Anfangszeit (1. Phase)

Bei Walther von Loewenich kann man den sehr bemerkenswerten Satz lesen: „Die Kirche hat immer die Ketzler, die sie verdient.“¹ Verallgemeinern wir diesen Satz, so können wir sagen: Für die Entstehung jeder religiösen Sondergruppe gibt es ganz bestimmte Ursachen. Jede Reformation ist - bewusst oder unbewusst - Anklage gegen einen bestimmten Missstand. Ähnlich verhält es sich mit den Absplitterungen. Sonderlehren entstehen, wenn ein bestimmter Bereich im Lehrgebäude vernachlässigt oder neue Erkenntnisse abgelehnt werden.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, versuchte ich die Ursachen ihrer Entstehung bei allen wichtigeren religiösen Bewegungen aufzuzeigen.

Ich fasse deshalb summarisch zusammen:

Erste Ursache: dogmatische Erstarrung.

¹W. v. Loewenich, *Die Geschichte der Kirche*, 1957: 55.

Zweite Ursache: unterschiedliche Lehrmeinungen.

Dritte Ursache: persönliche Differenzen.

Man kann durchaus das Urchristentum als Protest gegen die Form der jüdischen Religion zur Zeit Jesu auffassen. Es ist müßig zu fragen, was mit der jüdischen Religion geschehen wäre, wenn die Juden Jesus als Messias anerkannt hätten. Die Schreiber des Alten Testaments scheinen das aber als den normalen Weg der Entwicklung angesehen zu haben. Sogar die Urapostel haben lange nicht gemerkt, dass sie halfen, eine neue Religion zu begründen. Nicht das Auftreten Jesu ist der Beginn der neuen, christlichen Religion, sondern die Tatsache der Nichtanerkennung Jesu als Messias durch die Juden ist die entscheidende Wegscheide. Von da an beginnt die Weggabelung, entwickeln sich zwei deutlich unterscheidbare Religionen. Vom Judentum her gesehen ist das junge Christentum eine Absplitterung, eine Sonderbewegung. Und viele der jungen Christen sahen es ähnlich, versuchten sie doch, möglichst viel vom hergebrachten Glaubensgut in ihr neues Lehrgebäude mit hinüber zu retten. Aber gerade dieses Bemühen hat die originale Lehre Christi sehr bald verdeckt.

Das Urchristentum entpuppt sich also bei einer solchen historischen Betrachtungsweise als neue religiöse Sonderbewegung. Man könnte natürlich auch von anderen Sondergruppen sprechen, die in den

ersten Jahrhunderten nach Christus entstanden sind, etwa den Valentinianern, den Basilidianern, den Montanisten, den Marcionisten, den Donatisten und so weiter - aber die Kenntnisse über das Urchristentum sind so allgemein verbreitet, dass es mir deshalb glücklich erscheint, an dieser Bewegung einige typische Merkmale aufzuzeigen.

Die urchristliche Gemeinde lebte von einer starken Parusieerwartung. Noch im sogenannten 1. Clemensbrief (etwa 95/99 n. Chr.) heißt der Anfang: „Die Kirche (Gemeinde) Gottes, die in Korinth zu Gast ist.“ Man fühlte sich in der Fremde, man war nur zu Gast. Wozu brauchte man dann großartige Gotteshäuser? Wozu Rücksichtnahme auf den Staat, die „Welt“? Wozu ausgebildete Prediger? - Diese und ähnliche Fragen wurden beantwortet im Hinblick auf die nahe bevorstehende Wiederkunft des Herrn.

Die urchristliche Gemeinde war die Stätte für das Wehen des göttlichen Geistes. Heinz-Dietrich Wendland hat in einem bedeutsamen Aufsatz zu diesem Fragenkreis Stellung genommen. „Das Pneuma ist der Geist der Kirche, der Gemeinde, altkirchlich geredet: mater ecclesiae. Er ist dem endzeitlichen Volk Gottes, dem „Leib Christi“ gegeben. Die ekklesia wird jedoch konkret als die im Gottesdienst sich versammelnde Gemeinde. Alles, was in diesem geschieht, geschieht „im Geist“: Gebet, Hymnus, Prophetie, Glossolie, Offenbarungsrede; alles Le-

ben und Tun der Gemeinde: Mission, Dienst der Apostel, alle diakonía schlechthin bis zur Verwaltung -, dies alles wird vollzogen „im Geist“ und beruht auf der Wirksamkeit der Charismen.“¹ Diese Geistesgaben werden bei Paulus genau aufgezählt und sind uns bekannt. Bei Theodor Harnack lesen wir: Mit dem allmählichen Dahinschwinden eines „ungeheuren Elements, das am Anfang wirksam war, nämlich das der unmittelbaren göttlichen Gebundenheit durch den Geist“² hängt aufs Engste die immer mehr verblassende Wiederkunftserwartung zusammen.

Die urchristliche Gemeinde wurde stärkstens geformt durch eine Reihe von Visionen. Die Jünger sahen Jesus als den Auferstandenen. Dadurch war es ihnen möglich, Jesus trotz seines Kreuzestodes als Messias zu verkündigen. Die Anfänge der Christologie bilden sich. Spätere Visionen beziehen sich auf konkrete Gemeindebelange (Vision bezügl. der Speisegebote, Vision bezügl. bestimmter Missionsunternehmungen etc.). Unter der Gabe der Weissagung, die Paulus in 1Kor 12,10 erwähnt, ist doch wohl eine charismatische Begabung zu verstehen, die zum überwiegenden Teil Ratschläge für Augenblicksbelange gab.

Die urchristliche Gemeinde zeigt ein starkes Missionierungsbedürfnis. Dieser Zug ist so ty-

pisch, so auffallend, so allgemein bekannt, dass ich mir nähere Ausführungen darüber ersparen kann.

Aber noch ein anderer Punkt scheint mir der Beachtung wert. In jeder religiösen Bewegung gibt es von Anfang an Kräfte, die bestimmte Einzellehren, manchmal sogar abwegige Sonderlehren, besonders betonen. Paulus muss sich an verschiedenen Stellen seiner Briefe mit diesen Gruppen auseinandersetzen, und er geht dabei oft nicht sehr zimperlich mit ihnen um. Aber nicht in jedem Fall scheint ihm Erfolg beschieden zu sein.

Nach der Aufzählung dieser fünf Merkmale einer christlichen Bewegung in der ersten Phase (Parusieerwartung, Geistesleitung, Visionen, Missionseifer, Sonderlehren) - die durchaus nicht vollzählig ist - will ich kurz die zweite Phase streifen:

Der Umbruch (2. Phase)

Wann diese Phase der Entwicklung einsetzt, ist nicht bei allen Gruppen gleich. Gewöhnlich aber vergehen 60 - 80 Jahre. Dann setzt die große Ernüchterung ein. Die Geistesleitung schwindet. Die Gefahr der Auflösung wird besonders stark. Die ursprüngliche Lehre muss sich wehren gegen Einflüsse von außen. Das Forschen hat aufgehört, neue Erkenntnisse werden mit Misstrauen beobachtet. Man will das einmal

¹H.-D. Wendland, *ThLZ*, 1952: 460.

²Th. Harnack in *ThLZ*, 1909: 52.

Gewonnene bewahren. Die Orthodoxie beginnt ihr Haupt zu heben. Ein Lehrgebäude hat sich gebildet und gefestigt. Die Tradition setzt ein. Man beginnt, sich hier in der Welt einzurichten. Die Stellung zum Staat, zur Kultur und damit zur Gesellschaft wird neu durchdacht. Die drängende Eschatologie beginnt zu verblassen. Die visionären Ratschläge sind verschwunden. Die Organisation wird ausgebaut und zum Teil in entscheidenden Punkten verändert. So wird zum Beispiel im Urchristentum um die erste Jahrhundertwende die kollegiale Gemeindeleitung abgeschafft. Lietzmann schreibt dazu: „Klar ist lediglich, dass um die erste Jahrhundertwende in Antiochia und einigen größeren Städten Kleinasiens die Vielköpfigkeit der Führung abgeschafft und die volle Macht auf einen einzelnen Episkopos übertragen worden ist. Das Kollegium der Presbyter wurde zu einer beratenden, aber doch ihm untergeordneten Behörde, und auch die Diakone blieben als eine Mehrzahl bestehen, die kraft ihrer karitativen Funktion besonders eng mit der Person des Bischofs verbunden war. Fragt man nach dem Grund der Veränderung, so dürfte die einfachste Antwort wohl auch die zutreffendste sein: man erkannte, dass in schwierigen Zeiten ... die Zusammenfassung der Macht in einer Hand die sicherste Gewähr für gute Führung liefert, und man

handelte nach dieser Einsicht. Der Erfolg empfahl den Schritt auch anderswo, und so breitete sich der monarchische Episkopat allmählich über die ganze Kirche aus“¹ Ich werde zu diesem Punkt später, bei der Parallelisierung zu unserer Gemeinschaft, noch einiges sagen.

Den Umbruch, die Wandlung in dieser zweiten Phase kann man sehr deutlich veranschaulichen an einem gut überlieferten Dokument der Kirchengeschichte, dessen Eingangsformel ich schon oben zitiert habe, dem sogenannten 1. Clemensbrief. Der römische Presbyter Clemens hatte diesen Brief an die Gemeinde zu Korinth geschrieben. Hier hatten einige jüngere Gemeindeglieder sich gegen die Presbyter aufgelehnt und sogar einige abgesetzt. Das Thema des Briefes heißt: Lernt Unterordnung! Aber in unserem Zusammenhang noch wichtiger sind die religiösen und theologischen Vorstellungen, die hier zutage treten. Sie lassen sich etwa durch folgende Punkte wiedergeben: „... moralistisches Verständnis bzw. Missverständnis des Evangeliums, Zurücktretens des Enthusiastischen und Apokalyptischen, kirchliches Zusammengehörigkeitsbewusstsein und endlich eine positive Stellung zum Staat.“² Einzelne Punkte sind natürlich in ihrer Ausprägtheit bei den verschiedenen religiösen Bewegungen unterschiedlich, aber die Tendenz lässt sich doch allgemein feststel-

¹H. Lietzmann, *Geschichte der Alten Kirche*, II, 1953: 48.

²Zitiert bei W. v. Loewenich, a.a.O.: 33.

len. Damit aber kommen wir in die dritte Phase:

Das zweite Jahrhundert (3. Phase)

Mit Recht verweisen verschiedene Historiker darauf, dass neben der Gründungsepoche gerade das zweite Jahrhundert die entscheidende Zeitspanne für die Entwicklung einer religiösen Bewegung sei. Spätestens in dieser Phase zeigt es sich, ob die Bewegung Bestand haben wird oder nicht. Was sich in der Phase des Umbruchs nur andeutet, gewinnt jetzt Gestalt. Die Züge treten deutlicher hervor.

Bevor Konstantin den Montanismus verboten hatte, war diese religiöse Bewegung ein deutliches Spiegelbild der christlichen Gemeinde des 2. Jahrhunderts. Die das ganze Leben der Gläubigen durchtränkende Erwartung der Wiederkunft des Herrn, wie wir sie in der ersten Phase feststellen konnten, macht einer ruhigeren Betrachtung Platz. Das Feuer der ersten Liebe ist erloschen. Die feste Ordnung des Amtes ersetzt die freie Leitung des Geistes. Der Amtsträger wird höchste Lehrautorität. Eine deutliche Scheidung zwischen Klerus und Laien lässt sich nachweisen. An die Stelle der „geistlichen Gaben“ tritt der geistliche Stand. Es werden Kompromisse mit der Welt geschlossen. „Das sittliche Leben fällt aus dem

Zusammenhang mit dem religiösen heraus und gewinnt in dieser seiner Isolierung sofort krass moralistische Züge.“¹ Die ursprünglichen Maßstäbe werden aufgeweicht. Man überdeckt das freilich - zum Teil auch mit Erfolg - durch ein juristisch geprägtes Denken, aber „alle Kasuistik neigt zu Kompromissen. Man lässt mit sich handeln über die Schwere des Falles.“²

Diese laxeren Maßstäbe hängen eng zusammen mit einer anderen Tatsache. Im zweiten Jahrhundert sind es nicht mehr nur die unteren Schichten der Bevölkerung, die sich der Gemeinde anschließen. Die Reichen, die Adligen, die Gebildeten erlangen starken Einfluss. Damit verfestigt sich ein ganz wesentlicher Zug: das Eindringen außerbiblischen Geistes. Die naive primitive Vorstellungswelt der Wanderpredigerzeit wird abgelöst durch theologische Begriffsbestimmungen. „Die erste christliche Literatur ... ist naiv, praktisch, erbaulich oder noch charismatisch vom Geist getrieben.“³ Im zweiten Jahrhundert aber beginnt man auch für „die Welt“ zu schreiben, man will seinen Glauben verteidigen. Und die ersten Apologeten sind dann auch die ersten Theologen. Sie reflektieren über die Offenbarung, sie betreiben eben Theologie. Ohne die immer stärker werdende Einflussnahme der Gebildeten wäre das wohl nicht möglich gewe-

¹Joh. V. Walter, *Die Geschichte des Christentums*, I, 1947: 65.

²W. v. Loewenich, a.a.O.: 73.

³W. v. Loewenich, a.a.O.: 42.

sen. - Ich breche hier ab und skizziere kurz einige Gedanken zur vierten Phase:

Das Ende (4. Phase)

Im zweiten Jahrhundert entscheidet sich das Schicksal fast jeder christlichen Sonderbewegung. Manchmal früher, manchmal später, aber die Bewegung hört auf. Für das Ende lassen sich meines Erachtens drei Möglichkeiten unterscheiden:

- a) Die religiöse Bewegung wird säkularisiert.
- b) Die religiöse Bewegung löst sich auf.
- c) Die religiöse Bewegung wird zur Kirche.

Die zweite Möglichkeit ist durchaus die häufigste. Die vielen, vielen Sonderbewegungen, die wir im Verlauf der christlichen Kirchengeschichte beobachten können, sind fast alle nach relativ kurzer Lebensdauer verschwunden. Die meisten haben das zweite Jahrhundert nicht vollendet. Das hängt oft damit zusammen, dass viele Systeme zu stark an die Person des Gründers der Bewegung gebunden waren. Einige Jahrzehnte nach seinem Tod verschwindet dann regelmäßig die Schar seiner Anhänger. Manchmal versucht man dieses Schicksal aufzuhalten, indem eine starke Verweltlichung einsetzt. Dieser Säkularisierungsprozess hat in der Regel nicht viel geholfen, sondern lediglich das unabwendbare Schicksal etwas verzögert und hinausgeschoben.

Die einzig reelle Chance, die uns die KG zeigt, den Bestand ei-

ner religiösen Bewegung zu sichern, ist die Verkirchlichung. Was dieser Begriff meint, soll im Einzelnen später dargelegt werden. Hier wollen wir nur eines feststellen: Keine religiöse Bewegung aus dem Altertum und aus dem MA hat sich bis in die Gegenwart halten können, ausgenommen die verschiedenen Großkirchen. Die einzelnen Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts stehen in einer ähnlichen Lage wie die Gemeinschaft der STA. Einige zeigen schon stark kirchliche Züge, wenngleich die Gefahren gesehen werden. Ich greife aus der Vielfalt der Stimmen die der uns vielleicht am nächsten stehende Gemeinde heraus, nämlich die der Baptisten. In einer Selbstdarstellung heißt es: „Das Gespenst der Verkirchlichung taucht für uns auf, wo immer es um juristische Anerkennung geht, sie sei staatlicher, kirchlicher oder innerkirchlicher Art. Die staatliche Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts wurde nur mit großer Sorge und manchem Schwanken nachgesucht und angenommen. Die landeskirchliche Anerkennung als Freikirche - an Stelle unserer Kennzeichnung als Sekte - sich auswirkend im Zusammensitzen in der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland“ und in der Teilnahme an ökumenischen Tagungen, wird von vielen von uns teils abgelehnt, teils mit Besorgnis beobachtet. - Die kirchliche Anerkennung wird noch mehr gefürchtet als die staatliche ... Innerhalb unseres eigenen Raumes - ich nannte es innerkirch-

liche Anerkennung - entsteht diese doppelte Besorgnis überall dort, wo sich so etwas wie ein Kirchenregiment anbahnt, wo man sich aufs Gewohnheitsrecht beruft, wo man auf demokratisches Wahlverfahren pocht, wo man seinen Dienst als ‚Amt‘ auffasst, ... nach Satzungen entscheiden möchte, wo immer Autorität geltend gemacht wird, ... wo sich übergemeindliche Dienstträger behördlich gebärden ...“¹ Dieses Zeugnis zeigt überdeutlich, in welcher Phase der Entwicklung sich die christlichen Sekten des 19. Jahrhundert befinden. So offen, wie es die Baptisten hier aussprechen, findet man es nicht oft, aber die gleichen Tendenzen lassen sich doch wohl unschwer bei vielen dieser Sondergruppen nachweisen. Wie steht es nun mit unserer Gemeinschaft? Ich denke, das dargebotene Material reicht schon aus, um einige Schlussfolgerungen ziehen zu können.

Die Gemeinschaft der STA in Deutschland im zweiten Jahrhundert

Lässt sich unsere Gemeinschaft ohne besondere Schwierigkeiten einordnen in die große Gruppe der modernen Sekten, der religiösen Sonderbewegungen? Zeigen wir die gleichen typischen Entwicklungsmerkmale? - Oder bilden wir

eine Ausnahme, sind wir eine ganz andere Gemeinschaft? Das ist die erste Frage, die wir uns stellen wollen und müssen, und die zweite lautet: An welcher Stelle der geschichtlichen Entwicklung stehen wir heute?

Um es gleich vorwegzunehmen: Ich bin der Meinung, dass wir keine „Ausnahmebewegung“ sind. Unser Entwicklungsgang verläuft historisch gesehen so eindeutig parallel dem der anderen Gruppen, dass es m. E. darüber keine ernsthafte Debatte geben sollte. Wer hier für uns einen Sonderstatus postulieren wollte, übersieht entweder einfach die historischen Sachverhalte oder ihm mangelt es an nüchterner Beobachtungsgabe.

Wie komme ich zu diesem Urteil? Rekapitulieren wir: Am Anfang der christlichen Sonderbewegung steht fast immer eine starke Parusieerwartung, die immer mehr verblasst, je länger die Bewegung existiert. Hand in Hand damit geht das Verschwinden der pneumatischen Gemeindeleitung. Entsprechend nimmt der Missionseifer ab. Ein Außenstehender sieht unsere Gemeinschaft in diesem Punkt wie folgt: „Der heutige deutsche Adventist ist trotz seines eifrigen Glaubens an die baldige Wiederkunft Jesu jedoch weit entfernt vom Zeugengeist der ersten Generation, die die Parusie zu Lebzeiten erwartete.“²

¹Ulrich Kunz, *Viele Glieder - Ein Leib*, 1953: 136ff.

²Irmgard Simon, *Die Gemeinschaft der STA in volkswissenschaftlicher Sicht*, 1965: 47.

„Bisher wurden Gemeindechroniken nur vereinzelt geführt, infolgedessen gab es auch keine statistischen Erhebungen der zentralen Stellen. Das entspricht völlig dem Wesen einer endzeitlich orientierten Gemeinschaft, wie die STA sie darstellten. Dass die Gemeinden heute angeregt werden, Chroniken anzulegen, liegt im Zuge der auf den Ausbau der internen Formen bedachten gegenwärtigen Bestrebungen. Der Blick richtet sich nun weniger auf das noch in der Zeit stattfindende Ereignis der Parusie als vielmehr auf eine dauernde Einrichtung in der derzeitigen Welt.“¹ Und noch ein letztes Zitat aus diesem Zusammenhang: „Die Stellung zu Wissenschaft und Bildung ist heute eine andere als vor 60 oder 70 Jahren. Diese Veränderung hängt eng mit der korrigierten Auffassung von der Parusie zusammen. Solange das Lebensbewusstsein der ersten Generation durch eschatologische Erwartungen bestimmt wurde, waren Fragen um Bildung, Kultur, Wissenschaft von untergeordneter Bedeutung. ‚Vor dem 1. Weltkrieg sagte man, der Herr kommt bald, es lohnt sich nicht, noch viel zu lernen und zu studieren‘ - diese Auffassung soll manche Adventisten in Deutschland daran gehindert haben, ein langjähriges Studium zu beginnen. Mit der Projizierung der Wiederkunft Christi in eine zwar näher rückende aber doch unbestimmte

Zeitdimension wandelt sich in weiten Kreisen vornehmlich das Verhältnis zu Bildungsfragen.“² Wer wollte im Ernst bestreiten, dass die Verfasserin in diesem Punkt Recht hat? Und weil sie Recht hat, weil unsere Parusieerwartung sich verändert hat, bilden wir eben in dieser Frage keine Ausnahme im historischen Entwicklungsgang der religiösen Bewegungen.

Es ist hier nicht der Ort zu fragen, ob das immer so sein muss, aber bei uns ist es eben der Fall. Wir sind dabei, uns sehr gründlich in dieser Welt einzurichten. Ich enthalte mich hierbei strikt jeder Wertung. Ich stelle als Historiker fest. Wir haben zum Beispiel in den ersten Jahrzehnten unseres Bestehens als Gemeinschaft kaum eigene Gotteshäuser gebaut. Ein „Gemeindelokal“ wurde gemietet; meist war es eine größere Wohnung, in der man die Trennwände heraus genommen und auf diese Weise einen Gottesdienstraum erhalten hatte. Dahinter stecken doch wohl zwei Motive: Zum einen unser Anti-Kirchen-Komplex und zum anderen die ausgeprägte Naherwartung der Pioniergeneration. Heute hat sich das geändert. Wo irgend möglich, wird ein eigenes Gotteshaus errichtet. In den Jahren nach dem Kriege zwar noch ohne kirchliche Fassade (manchmal fällt es sogar schwer, hinter der typischen Wohnhausfassade einen Got-

¹Irmgard Simon, a.a.O.: 100.

²Irmgard Simon, a.a.O.: 199.

tesdienstraum zu vermuten), aber das scheint sich auch in den letzten Jahren zu ändern. Die Kapelle in Bad Aibling soll ja wohl sogar einen kleinen Turm erhalten. Die Naherwartung wird zwar noch kräftig gepredigt, aber der „Luther'sche Apfelbaum“ wird heute tüchtig begossen.

Mit dem Verblässen der Parusieerwartung verschwindet die pneumatische Gemeindeleitung. So zeigt es uns jedenfalls die Kirchengeschichte. Bilden wir in dieser Hinsicht eine Ausnahme? Ohne es detailliert beweisen zu können, möchte ich die Frage verneinen. Die Gemeinde Gottes auf Erden erhält immer die Gaben, die sie im Augenblick benötigt. In der Anfangsphase ist alles noch unsicher. Es fehlen feste Formen, man kann auf keine Erfahrungen zurückgreifen, es gibt noch keine sicheren Leitbilder oder Leitsätze. In dieser Phase bedarf die junge Gemeinde einer besonderen Leitung. Gott hat auch unserer Gemeinschaft in dieser Entwicklungsstufe die offensichtliche und direkte Leitung durch seinen Geist geschenkt. Ich nenne hier absichtlich keine Namen, um unseren Blick nicht unge rechterweise nur in eine Richtung zu fixieren. Im Laufe der Zeit aber ist das Bedürfnis nach dieser Art der Leitung zurückgegangen und damit auch die Gabe seltener geworden. Es gab jetzt andere Möglichkeiten, die Gemeinde zu leiten. Aus den anfänglich direkten göttlichen Weisungen hatte man Regeln entwickelt, auf die man im Bedarfsfall zurückgreifen konnte und

die von Fall zu Fall modifiziert wurden. Und wo steht unsere Gemeinschaft heute in diesem Punkt? Wir können sagen, dass die Leitung heute auch ohne die charismatische Anfangsgabe auskommt. In der heutigen, fest gefügten, zum Teil auch sehr vernünftigen Organisationsform, die die Gemeinschaft in Deutschland heute hat, würde ein urchristlicher „Geistes-träger“ und auch ein Pneumatiker der Pionierzeit empfindlich störend wirken. Anders formuliert: Es besteht heute kein Bedarf nach dieser Gabe und deshalb ist sie auch nicht vorhanden. Ich sage das ohne Bitterkeit oder gar Wehmut. Wir sind eben in unserem 2. Jahrhundert, und warum sollte gerade unsere Gemeinschaft eine Ausnahme bilden. Wenn heute in entscheidenden Ausschusssitzungen um die Leitung durch den Geist Gottes gebetet wird, dann bedeutet das, und so meint das wohl auch der Beter in jedem Fall, dass Gott die Gedanken und Sinne der Ausschusmitglieder beeinflussen möge, das im Augenblick Richtige und Vernünftige zu tun. Das ist aber etwas ganz anderes als pneumatische Geistesleitung etwa in der urchristlichen Gemeinde, und zwar etwas prinzipiell anderes, nicht nur graduell verschieden. Im übrigen hat heute der Ausschussvorsitzende die Marschroute der Besprechungen und manchmal auch schon das Ergebnis fast fürs Protokoll festgelegt. Das ist auch völlig einwandfrei, und Gott wird seinen Segen dazu geben, wenn alles den biblischen Weisungen entspricht. Diese

Schlussfolgerung aber bedeutet nun aber nicht, dass man mit allen Einzelheiten der Gemeindeleitung heute einverstanden sein müsste. Ich werde zu diesem Punkt im 3. Teil Stellung nehmen.

Greifen wir einen weiteren Punkt heraus, bei dem sich eine Parallelisierung zu unserer Gemeinschaft förmlich aufdrängt. Am Beginn einer religiösen Bewegung, und das war nicht nur im Urchristentum der Fall, steht eine Reihe von Visionen. Ich erspare mir alle kirchenhistorischen Belege und verweise nur auf die uns allen bekannten biblischen Berichte zu diesem Thema. Die Gemeinschaft der STA erfüllt auch in diesem Punkt die typischen Merkmale einer religiösen Sekte. Hazen Voß war von Gott dazu ausersehen, bestimmte Weisungen Gottes, die ihm durch Visionen zuteil geworden waren, der Gemeinde mitzuteilen. Erst nachdem sich dieser Mann beharrlich geweigert hatte, diesen göttlichen Auftrag auszuführen, setzten die Visionen bei Ellen G. White ein. Ein Faktum, das meines Erachtens viel zu wenig bekannt ist. Es würde den Rahmen dieses Themas sprengen, wollte ich versuchen, die Bedeutung der Visionen kirchenhistorisch einzuordnen. Uns interessiert bei der heutigen Themenabgrenzung nur die Frage, ob wir in dieser Beziehung auch die normale Entwicklung einer re-

ligiösen Bewegung mitmachen. Diese Frage kann nur bedingt mit ja beantwortet werden. Die Visionen waren in der Gründungszeit und in der ersten Phase vorhanden. Dann haben sie aufgehört. Bis hierher verläuft die Entwicklung mit anderen Bewegungen parallel. Was aber nun bei uns auffällt, ist die Bedeutung, das betonte Gewicht, das man heute noch diesen Visionen beilegt. „Die Gemeinschaft der STA lebt noch heute vom Geist E.G. Whites und nur solange sie das Erbe in einer diesem Geist gemäßen Weise weitergibt, wird sie eine Zukunft haben.“¹ Stimmt das? Es ist adventistisches Glaubensgut, dass der Geist der Weissagung nach Offb 19,10 eine ständige Offenbarungsquelle ist, die seit dem Urchristentum wirkt. Im Jahre 1886 wurde in dogmatischer Form festgelegt, dass sich für die Gemeinschaft der STA diese göttliche Gabe manifestiert habe im Werk und Schrifttum von E. G. White.

Aus diesem Sachverhalt ergeben sich einige Fragen:

1. Ist für die Gemeinschaft der STA für die Zeit ihrer Existenz die Gabe der Weissagung ein für alle mal an die Person E.G. White's gebunden, oder könnte sich diese Gabe erneut in einer anderen Person manifestieren?

¹Irmgard Simon, a.a.O.: 72.

2. Da die Gesichte E.G. White's den Visionen der alttestamentlichen Propheten gleichgesetzt werden¹ - ist es dann zu vertreten, dass ihre Werke visionären Inhalts (etwa die Zeugnisbände) auch einer gewissen Revision unterzogen worden sind?

Vielleicht darf ich dazu gleich eine erste Antwort geben. Wir wissen, dass „auch die Botschaft aus einer prophetischen Vision durchaus subjektive Bedingtheiten der Zeit, des Milieus, der theologischen Bildung des Visionärs an sich tragen kann.“² Für das Werk E.G.White's bin ich von der Richtigkeit dieses Sachverhalts überzeugt. Warum aber wird dann heute in ihrem Schrifttum nicht noch viel kräftiger revidiert?

3. Die theologische Forschung hat seit ihrem Bestehen zweifellos gewisse Fortschritte, gewisse Erkenntnisse gebracht. Ich halte es nicht für ganz zutreffend, dass wir alle unsere Glaubenslehren nur durch intensives Bibelstudium gefunden haben. Da die Gabe der Weissagung heute der Gemeinde aber fehlt, wir aber trotzdem in der Erkenntnis biblischer Sachverhalte zunehmen wollen und müssen, wäre es dann nicht an der Zeit, die Vorurteile gegenüber der Theologie

abzubauen, das echte Theologiestudium vielleicht sogar zu fördern?

Ich muss auch hier wieder abbrechen und will nur noch einen letzten Parallelismus aufzeigen.

In der ersten Phase einer religiösen Sonderbewegung entstehen immer wieder bestimmte Lehren, die vom erklärten Glaubensgut der Gemeinde abweichen. Wir lesen es beim Apostel Paulus und finden es in der ganzen Kirchengeschichte. Auch unsere Gemeinschaft ist nicht davon verschont geblieben. Denken wir an die pantheistischen Lehren des Dr. John H. Kellog in den USA, die der Gemeinde damals viel Arbeit verursacht haben. Nun, sie ist damit fertig geworden. Oder denken wir an die Lehren jener Gemeindeglieder, die in ihrem Übereifer 1893 die Gemeinde der STA als Babylon bezeichneten und zum Austritt aufforderten³. Das jüngste Beispiel bei uns hier dürfte unter anderen Dr. Vorndran sein. - Nicht auf der gleichen Linie, aber doch eine bestimmte Sonderlehre, mit der wir noch nicht ganz fertig geworden sind, ist durch das Stichwort „Vegetarismus“ gekennzeichnet. Ich werde dazu noch etwas im 3. Teil sagen.

Ich fasse zusammen: In fast allen typischen Merkmalen hat sich unsere Gemeinschaft dargestellt als

¹Vergleiche E.G. White, *Aus der Schatzkammer der Zeugnisse II*, Hamburg 1957: 248ff; E.G. White, *Selected Messages*, I, Washington D.C.: 32f.,35f.

²Irmgard Simon, a.a.O.: 71.

³*Aus der Schatzkammer der Zeugnisse II*, Hamburg 1957:320-328.

das Ergebnis einer durchaus normalen, historisch voraussehbaren Entwicklung. Diese Parallelität fordert uns nun aber heraus, die zukünftige Entwicklung ins Auge zu fassen, zu versuchen, die Fehler der anderen zu vermeiden, zwangsläufige Entwicklungsprozesse abzukürzen - kurz, aus der Geschichte zu lernen!

Dieser Forderung will ich mich im dritten Hauptteil stellen.

Die Gemeinschaft der STA in Deutschland im Jahre „1970“

Es geht hier nicht um das Datum, sondern um die Entwicklung in den nächsten Jahren. Ich will im Folgenden, und das ist der subjektivste Teil meines Referats, darlegen, wie ich mir die Weiterentwicklung unserer Gemeinschaft vorstelle beziehungsweise wünsche. Wie ich meine, dass Fehlentwicklungen vermieden werden könnten, wie historisch zwangsläufige Prozesse verkürzt werden könnten - oder, um es theologischer zu formulieren, wie das Evangelium, unsere spezifische Botschaft besser, zugkräftiger, wirkungsvoller verkündet werden könnte.

Ich will mich bei diesem Unterfangen fünf Teilgebieten zuwenden: der Organisation, der Gemeinde, dem Prediger, der Lehre, der Mission.

1. Die Organisation

Einen Angriff gegen die bestehende Organisationsform der GiD zu

richten, käme einem Schattenboxen gleich. In der zur Zeit gültigen Dienstanweisung fürs Weltfeld aus dem Jahre 1964 steht auf S. 39: „Each division committee shall prepare and publish a working policy for the division, its departments, and the organization and institutions within its territory, in harmony with the Constitution and Working Policy of the General Conference.“ Dieser Aufforderung ist man meines Wissens in unserer Division bis heute noch nicht nachgekommen. Jedenfalls habe ich noch nie etwas davon gehört. In einem „department“, dem Erziehungswerk, in dem ich nun schon seit zwölf Jahren tätig bin, habe ich trotz mehrfachen Nachfragens noch nie eine Dienstanweisung zu sehen bekommen. So dürfte es wohl auch in den anderen Abteilungen sein. In der zitierten *Working Policy* heißt es: „... shall prepare and publish a working policy for the division.“ Ob das erste schon in Gang befindlich, kann ich nicht beurteilen, das zweite jedenfalls hat sich noch nicht ereignet.

Ich stehe also vor der Tatsache, dass ich mich mit keinem Dokument auseinandersetzen kann, und so muss ich den beschwerlicheren Weg wählen: Kritik an der Praxis. Beschwerlicher ist dieser Weg deshalb, weil man mir fortwährend zurufen könnte, dass die Praktiken nicht überall einheitlich seien, dass ich also unzulässigerweise verallgemeinere, dass die Praxis nicht überall den Beschlüssen entspricht und so weiter. Ich nehme das alles

in Kauf und formuliere meine 1. These zur Organisation:

Macht Schluss mit dem demokratischen Mäntelchen!

Wir in Deutschland richten uns ja, und das ist durchaus in Ordnung, nach den Richtlinien der Generalkonferenz. Diese Tatsache aber hat uns das demokratische Element in die Gemeinden gebracht und hält es dort bis heute, obwohl die Entwicklung längst darüber hinweggegangen ist. Joh. v. Walther schreibt in seiner Kirchengeschichte: „Eine weitere Kräftigung der Organisation bedeutet es, dass die Leitung der Gemeinde in die Hand eines Mannes kommt. Im 2. Jahrhundert hört die Leitung durch einen Ausschuss auf.“¹ Von einem demokratischen Element in der Urgemeinde zu reden, ist meines Erachtens historisch nicht möglich und biblisch auch falsch. Aber darüber kann man geteilter Meinung sein. Eindeutig aber ist diese Aussage der Kirchengeschichte: Die Ausschussverantwortung hört auf. Die Gründe sind verschiedener Natur. Kehren wir aber zur Gegenwart zurück. Ich habe mehrfach beobachten können, wie Ausschussvorsitzende versucht haben, die Zusammensetzung ihres Ausschusses zu beeinflussen. In welche Richtung ging das? Gewöhnlich versuchte man, solche Leute in den Ausschuss zu bringen, die nicht viel Schwierigkeiten machen würden, die - ich will deutlicher reden

- das Konzept des Vorstehers unterstützten. Das ist ein durchaus verständliches Unterfangen. Der Vorsitzende hat Ziele, hat Ideen, die er verwirklichen möchte, und er will sich nicht von einem querköpfigen Ausschuss dabei behindern lassen. Das ist durchweg die Praxis, und sie stimmt völlig mit den historischen Voraussagen fürs 2. Jahrhundert überein. Wir wollen nun aber schleunigst den nächsten Schritt tun - 2. These:

Die hinderliche Ausschussverfassung abschaffen oder zumindest revidieren!

Was wäre die Folge: Das Vorsteheramt wäre nicht mehr so begehrenswert, denn der Vorsteher trägt nun allein die Verantwortung, er kann sich nicht mehr hinter einem Ausschuss verschanzen. Wenn der Vorsteher aber allein die Verantwortung trägt, wird er seine Entschlüsse reiflich abwägen wollen, und er wird darum das tun, was ich meine 3. These nennen will:

Beraterstäbe bilden!

Es wird sich kein Vorsteher mehr leisten können, nur Ja-sager um sich zu versammeln, er wird vielmehr Ausschau halten nach möglichst unabhängigen, vor allem aber qualifizierten Fachberatern. Wenn das in den nächsten Jahren Ereignis würde, hätten wir Jahrzehnte der Entwicklung abgekürzt. Wir hätten die wirkliche Mitarbeit

¹Joh. v. Walther, a.a.O.: 50.

der Laienglieder, und wenn man wirklich ihren fachlichen Rat sucht, würden sich gerne die intelligenten Glieder stärker in der Gemeinde engagieren. Für die Praxis der bloßen Armgymnastik, und ich meine hier auch die fast drollige Abstimmungspraxis bei großen Konferenzen (Delegierten Tagungen), kann der Historiker keine lange Dauer mehr prophezeien.

Gehen wir einen Schritt weiter. In der Akademie für Führungskräfte in Bad Harzburg (und ich weiß nicht, wie viele Verantwortungsträger unserer Organisation dort schon einmal einige Kurse besucht haben?) lernt man zum Beispiel, wie man einen Organisationsplan aufstellt. Da wird von der Linearfunktion der Verantwortung gesprochen, da hört man, wie Beraterstäbe am nutzbringendsten eingesetzt werden. Nun, dieses Referat soll kein Ersatz für Bad Harzburg sein. Aber einiges unserer heutigen Organisation würde bei einem wissenschaftlichen, modernen Organisationsplan geändert werden. Als erstes würden wohl die Verbandsbüros verschwinden. Ein paar gute Buchungsmaschinen mehr in der Division aufstellen und einige Verantwortlichkeiten den Vereinigungen übertragen, und sehr rasch würde niemand mehr den Verlust beklagen. Warum sollten die Vereinigungen nicht direkt ihre Zahlen und Berichte der Division melden? Warum muss das alles noch extra in Hannover und Stuttgart verbucht und registriert werden? Ich muss mir hier Detailausführungen versagen, aber nie-

mand wird übersehen können, dass wir die kleinste Division des Weltfeldes sind und uns meines Erachtens den Luxus zweier Verbände in Westdeutschland eigentlich nicht leisten können. - Bei einem neuen Organisationsplan wird man wohl auch die Frage stellen müssen, warum bei der augenblicklichen Predigerknappheit immer noch Männer (Prediger) in den Vereinigungsschatzmeistereien sitzen!

Aber ich muss zum 2. Punkt kommen:

2. Die Gemeinden

Immer steht am Beginn die kleine Gruppe. Einige Einzelglieder, vom Prediger neu gewonnen oder von auswärts zugezogen, werden zu einer Gemeinde organisiert. Hier in Deutschland gilt seit alters der Grundsatz, die Gemeinden nicht zu groß werden zu lassen. Lieber dann eine oder mehrere Tochtergemeinden gründen. Als Historiker muss ich aber feststellen, dass sich diese Praxis im 2. Jahrhundert nicht halten lassen wird. Man wird mehr und mehr der *Großgemeinde den Vorzug* geben müssen. Die Glieder im 2. Jahrhundert werden anspruchsvoller, es kommen Menschen aus sozial höheren Schichten, die Gebildeten finden Eingang. Kinder und Jugend können besser betreut werden. Vor allem die Jugendprogramme sind ansprechender. Die Großgemeinde hat an jedem Sabbat einen Prediger, denn er braucht ja nun nicht mehr vier kleine Gemeinde zu bedienen. Es wird einen Gemeindechor geben,

der die Sabbatgottesdienste verschönen hilft.

Damit bin ich bei einem weiteren Einwand: Unsere Gottesdienstordnung entspricht nicht mehr dem wirklichen Bedürfnis der Gemeinde. Warum zum Beispiel muss der Sabbatschullehrer sich heute noch 5-mal mit der gleichen Betrachtung befassen? Den „Sabbatschulbericht“ könnte man wirklich streichen. Wer hört überhaupt noch hin? Ist doch der ursprüngliche Sinn, nämlich echtes Protokoll der letzten Wiederholung zu sein, längst verschwunden. Ein guter Berichtschreiber kann bei der gegenwärtigen Praxis sämtliche Berichte des ganzen Vierteljahres im Voraus schreiben, abgesehen von einigen Zahlenangaben. Aber nur das Überflüssige weglassen, reicht nicht aus. Das ist die Forderung des Historikers, der das 2. Jahrhundert untersucht hat. Lassen wir uns doch nicht immer vom Schreckgespenst der „Verkirchlichung“ abhalten, längst fällige Reformen vorzunehmen. Die Entwicklung wird uns dazu zwingen, aber wir haben inzwischen wertvolle Zeit vergeudet, für die wir Rechenschaft schuldig sind.

Zu einem liturgisch geformten Gottesdienst gehört auch ein entsprechender Raum. Damit sind wir beim Thema Kapellenbau. Auch hier haben viele noch nicht gemerkt, dass wir das 2. Jahrhundert erreicht haben. Die Gemeinde im 2. Jahrhundert schämt sich nicht des Evangeliums, aber manchmal der Verkündigungsstätte. Wir sollten die Zeichen der Zeit verstehen

und keine Wohnhäuser mehr bauen mit eingefügtem Gemeindesaal, sondern *äußerlich erkennbare Kapellen* mit anliegender Wohnung für den Prediger.

Damit haben wir den 3. Punkt erreicht:

3. Der Prediger

Die KG lehrt uns, dass im 2. Jahrhundert die Scheidung von Laienstand und Geistlichkeit ihren Abschluss findet. Im Augenblick bekämpfen wir diese Entwicklung noch und zwar aus folgenden zwei Gründen:

1. weil diese Trennung kirchlich ist und
2. weil wir keine richtigen Geistlichen haben.

Unsere Prediger sind zum größten Teil Autodidakten. Sie bekommen wohl am Beginn ihrer Laufbahn einige Jahre Unterricht, aber dadurch werden sie noch keine Geistlichen. Heute sieht die Ausbildung so aus, dass ein Volksschüler, und das ist noch die überwiegende Anzahl der Bewerber, drei Jahre braucht, um seine Allgemeinbildung etwa bis zur sogenannten Mittleren Reife aufzufüllen. Dann werden ihm drei Jahre Fächer zur spezifischen Predigerausbildung geboten. Hebräisch zum Beispiel bleibt dabei fakultativ. Mir scheint, dass wir mit zwei falschen Meinungen aufräumen müssen:

1. Forderten wir ein richtiges theologisches Studium, dann würden - weil die Ausbildungszeit ja länger sein würde als bisher - sich weniger Bewerber melden.

2. Forderten wir ein richtiges theologisches Studium, dann fingen viele Predigtamtskandidaten an, an unserer Lehre zu zweifeln.

Hinter der zweiten Meinung steckt eine gehörige Portion Kleinglauben und Unsicherheit. Entweder verkündigen wir eine biblisch-fundierte Lehre und dann wird uns die Theologie nur noch tiefer hinein-führen oder aber wir sind einem Irrtum erlegen. Die erste Meinung geht davon aus, dass ein Beruf dann stärker frequentiert wird, je kürzer die Ausbildungszeit ist. Das ist absolut unrichtig. Man versteht einfach die Zeichen der Zeit nicht, wenn man heute versucht, auf das Seminar Druck auszuüben, die Ausbildungszeit zu kürzen. Das würde uns nicht mehr Prediger einbringen, höchstens schlechtere. Soll der Beruf anziehender gestaltet werden - und das ist mein Forderung (im 2. Jh. helfen Appelle an den Missionsgeist wenig) -, muss der Prediger eine sozial erstrebenswerte Stellung einnehmen. Die kann er aber nur erringen bei einer besseren Ausbildung, als sie nach dem heutigen System möglich ist. Dass eine bessere und längere Ausbildung auch eine neue Besoldungsskala erfordert, versteht sich wohl von selbst.

Ein so geschulter Prediger wird ein neues, anderes Verhältnis zur Wissenschaft finden. Er wird im Akademiker nicht mehr länger den unheimlichen Gesellen sehen, dem man tunlichst aus dem Weg geht, den man in der Gemeinde möglichst matt setzt. Man wird ein neues Verhältnis zur Kunst, zum

Staat, zu anderen Religionsgemeinschaften finden. Aber das sind Themen, die man wohl gesondert behandeln müsste. Wir sind beim Lehrgebäude angelangt.

4. Die Lehre

Hier will ich mich ganz kurz fassen. Wir haben zwar keine ganz starre Dogmatik, aber an dem, was man bei uns so nennen könnte, habe ich nichts auszusetzen. Nur eins stört mich immer wieder, und das ist typisch fürs 2. Jahrhundert: Bestimmte Sonderlehren werden von Zeit zu Zeit hochgespielt, um sie vor dem Vergessen zu bewahren. Das beste Beispiel für unsere Gemeinschaft ist der Vegetarismus. So großartig unsere Gesundheitslehre im Ganzen ist, so überflüssig ist heute die Betonung des Vegetarismus. Das ist einfach ein Anachronismus. Ich will darüber hier heute keine Debatte vom Zaun brechen, aber es ist einfach unerträglich, wenn heute noch in einer großen Gemeinde der Prediger sich hinstellt und 60 Min. nur über dieses Thema auf die Zuhörer einredet und ihnen die Seligkeit abspricht, wenn sie weiterhin Fleisch essen. Ich bin überzeugt, dass die Gemeinschaft eine solche Verkündigungsweise nicht billigt, aber meine Forderung geht weiter: Die Gemeinschaftsleitung in Deutschland sollte diese und ähnliche Lehrpunkte offiziell aus dem adventistischen Lehrgebäude herausnehmen. Es würde unserem Bild nach innen und außen sehr dienlich sein.

Damit komme ich zum letzten Punkt:

5. Die Mission

In der Anfangsphase zeichnet sich eine religiöse Bewegung durch starken Missionseifer aus. Dieser lässt mit der Zeit nach und ist - so zeigt es uns jedenfalls die Kirchengeschichte - im 2. Jahrhundert nur noch mit Mühe aufrechtzuerhalten. Wir bilden da offensichtlich keine Ausnahme. Missionseifer aber darf man nun keineswegs mit Aktivität gleichsetzen. Aktivität ist genügend da, nur darf man sie nicht tot reden, indem man immer nur von Mission spricht. Bei einer offenen Standortbesinnung sollten wir doch ruhig zugeben, dass die Zeit der Traktatmission vorbei ist. Auch wenn die Hefte heute zum Teil in sehr ansprechender Form angeboten werden, eine Missionierungsaufgabe erfüllen sie nur noch in den seltensten Fällen. Im Zeitalter des Fernsehens sind auch die Lichtbildervorträge vorbei. Von einigen Ausnahmebegabungen abgesehen, sollte man auch nicht mehr alle Prediger nötigen, in jedem Winter einen Vortragszyklus zu veranstalten.

Die Möglichkeiten der Mission im 2. Jahrhundert liegen auf karitativem und pädagogischem Gebiet! Wenn wir Kindergärten, Altersheime, Schulen, Krankenhäuser bauen, werden wir eine Aktivität in der Gemeinde finden, die vielleicht für viele überraschend sein wird. Es kommt darauf an, dass wir uns klar darüber sind, an welchem

Punkt der Entwicklung wir stehen. Es ist für mich immer wieder eine Glaubensstärkung, wenn ich bei E.G. White lese, und ich schätze sehr, was sie schreibt, wie deutlich sie auch diese Phase der Entwicklung in unserer Gemeinschaft vorausgesehen hat. Nur haben wir hier in Deutschland manches noch nicht auf unsere Verhältnisse zugeschnitten. Die Chancen unserer Missionsarbeit liegen nicht mehr im Vortragssaal oder im Schriftenverkauf, sondern sie liegen auf dem Gebiet der allgemeinen sowie der speziellen Wohlfahrt und auf dem Gebiet der Pädagogik. Das klar zu erkennen und Initiativen daraus zu entwickeln, gehört mit zu einer redlichen Standortbesinnung.

Ich darf meine Folgerungen aus diesem Hauptteil des Referats noch einmal kurz zusammenfassen:

1. *Schluss mit der demokratischen Verbrämung unserer Organisation.*
2. Die hinderliche Ausschussverfassung sollte zumindest revidiert werden.
3. Beraterstäbe sollten gebildet werden.
4. Ein moderner Organisationsplan sollte erarbeitet werden.
5. Bildung von Großgemeinden.
6. Liturgische Gottesdienstordnung aufstellen.
7. Äußerlich erkennbare Kapellen bauen.
8. Wissenschaftlichere Ausbildung der Prediger.
9. Offizielles Abrücken von anachronistischen Sonderlehren.

10. Unsere Möglichkeiten der Mission liegen auf karitativem und pädagogischem Gebiet.

Schlusswort

Eine große Frage muss noch berührt werden. Vielleicht haben einige den Eindruck, dass manches nicht unbedingt zum Thema gehört. Ich will mit ihnen nicht rechten. Aber ihr habt sicherlich gespürt, dass vieles den Charakter einer confessio trägt. Manchmal wünschte ich, ich wäre zu einer anderen Zeit geboren. Vielleicht in der Anfangsphase oder kurz vor dem Abschluss. Aber heute stehen wir - und das sage ich als Historiker ganz nüchtern - nicht in der Zeit der Krise, aber in der des Umbruchs zu Beginn des 2. Jahrhunderts. Wir müssen uns neu orientieren. Wir dürfen die Zeit nicht verpassen. Vom glücklichen „kairos“ hängt vieles ab. Warum sollten wir nicht aus der Geschichte lernen. Nur die eine Frage bleibt noch übrig: Lässt sich unser Weg wirklich historisch voraussehen, oder befinden wir uns auf einem Weg, der völlig überraschende Wendungen

nehmen kann? Hier gerät der Historiker mit dem Gläubigen in Konflikt. Das passiert also nicht nur dem Naturwissenschaftler! Als Historiker sehe ich unsere Gemeinschaft in ihrer Entwicklung immanenten Gesetzen folgen. Als Gläubiger halte ich an der unumschränkten Herrschaft Gottes auch über dieser Gemeinschaft fest. Als Historiker glaube ich, gewisse Entwicklungstendenzen voraussehen zu können. Als Gläubiger weiß ich, dass alles ganz anders kommen kann. - Das ist für mich aber keine Alternative, kein Entweder - Oder. Ich glaube vielmehr, dass wir gemäß unserer Erkenntnis handeln müssen und dass das Wissen um die Möglichkeit des göttlichen Eingreifens uns die notwendige Demut schenkt.

Bevor ich nun meinen Schlusssatz formuliere, bitte ich euch noch um Verständnis für die manchmal etwas journalistische Art der Formulierung. Die Sprache der Wissenschaft ist nicht immer die einprägsamste.

Mein Résümee aber lautet: Die Gemeinde Gottes der Zukunft muss zwar das ursprüngliche Streben zeigen, wird und darf aber nicht die ursprüngliche Form haben. ◆